Wuhrmann,

In Jesu Schule

Wuhrmann

In Jesu Schule.

In Jesu Schule.

Beschauliches und Erbauliches

aus der

Geschichte vom kananäischen Weibe

von

J. U. Wuhrmann,

Prediger.

Bremen.

Verlag des Traktathauses, A. Rodemeyer.

Zürich.

Buch- und Verlagshandlung H. J. Breiter.

Druck vom Verlag des Traktathauses, A. Rodemeyer, Bremen.

Seinem verehrten Freunde

Herrn Wilhelm Braun,

Lehrer in Cassel,

widmet dieses Büchlein in herzlicher Liebe

„Die Liebe höret nimmer auf."
I. Kor. 13, 8.

der Verfasser.

Vorwort.

Seit Jahren hat die Geschichte vom kananäischen Weibe einen besondern Reiz auf mich ausgeübt. Von jener Stunde an, da einer meiner Lehrer im Religionsunterricht dieselbe in anschaulicher und lebensvoller Weise behandelte, hat sie mich nicht mehr losgelassen. Daher kam es auch, daß ich bald nach meinem Eintritt ins Predigtamt den Abschnitt in Matth. 15, 21—28 einer meiner Reden als Text zu Grunde legte. Aus der einen Predigt entstanden mit der Zeit zwei, dann vier, und schließlich wurden es deren sechs. Von verschiedenen Seiten wurde ich darum gebeten, diese Predigten zu veröffentlichen. Ich konnte mich jedoch nicht dazu entschließen, es zu thun. Was mich davon abhielt, war hauptsächlich das Bewußtsein, daß die Reden nicht zum Druck geeignet seien. Es ist etwas anderes, eine Predigt schreiben und sie fixiert dem Leser vorlegen, als eine Rede frei vortragen. Gar leicht wird durch das schriftliche Wort der gesegnete Ein-

druck, welchen der mündliche Vortrag in den Herzen bewirkte, abgeschwächt. Dieses wollte ich verhüten. Sodann schien es mir bei der Abneigung, welche vielerorts auch von den Gläubigen den Predigtbüchern entgegen gebracht wird, nicht rätlich zu sein, dem Wunsche jener Bittsteller zu willfahren.

Schließlich konnte ich doch dem Drange von außen und dem dadurch geweckten innern Triebe, etwas über das „kananäische Weib" zu schreiben, nicht länger widerstehen. Bei der vielen sonstigen Arbeit blieb mir aber nur wenig Zeit übrig zur Herstellung des Büchleins. Es dauerte volle zwei Jahre, bis die nachfolgenden Betrachtungen alle zu Papier gebracht waren.

Nun liegt das Schriftchen endlich abgeschlossen vor mir; aber ich weiß, daß ihm viele Mängel und Gebrechen anhaften. Diese hätten mich veranlaßt, das Manuskript zu den vergilbten Papieren in meinem Schreibtische zu legen, wenn nicht mein lieber Kollege, Herr Prediger H. J. Breiter in Zürich, mich zur Veröffentlichung desselben ermutigt hätte. Für seine freundlichen Winke und Ratschläge, die er mir dabei gab, danke ich ihm hiedurch recht herzlich.

Möge durch das Büchlein die Ehre Dessen, von welchem es zeugt, reichlich gefördert werden. „Daß nur Jesus verherrlicht werde," das war der Wunsch, welcher mich bei der Abfassung desselben beständig beseelte. Ich hoffe

und bete zum Herrn, daß durch den Inhalt der nachfolgenden Blätter da und dort ein Leser veranlaßt werde, ein Schüler des himmlischen Lehrmeisters und Erziehers zu werden, und daß andere, die es schon geworden sind, allerlei darin finden mögen, was ihnen „nütze sein kann zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit.“

Verleihe denn der gnädige und treue Gott dem Büchlein eine glückliche Ausfahrt und eine reich gesegnete Rundfahrt.

Horgen am Zürichsee, im Mai 1891.

J. A. Wuhrmann.

Inhalts-Verzeichnis.

I. Jesus im fremden Lande.

Und Jesus ging aus von dannen und entwich in die Gegend Tyri und Sidons. Matth. 15, 21.

Und Er stand auf und ging von dannen in die Grenze Tyri und Sidons, und ging in ein Haus und wollte es niemand wissen lassen, und konnte doch nicht verborgen sein, denn ein Weib hatte von Ihm gehöret. Mark. 7, 24 u. 25.

1. Das Entweichen.

„Er kam in Sein Eigentum, aber die Seinen nahmen Ihn nicht auf.“ Mit diesen Worten schildert Johannes im Eingang zu seinem Evangelium den schneidenden Widerspruch zwischen dem Verhalten Israels zu seinem Messias und dem Verhalten Jesu zu dem erwählten Bundesvolke. Kaum hatte der Sohn Gottes sich Seiner Herrlichkeit entäußert und war in Knechtsgestalt und Armut in der Davidsstadt Bethlehem geboren, da trachtete Ihm der König des Landes nach dem Leben, so daß Seine Eltern mit Ihm nach Egypten flüchten mußten. Es war dies nur ein Vorspiel dessen, was da später kommen sollte. Bald nachdem der Heiland aus der stillen Verborgenheit

Nazareths hervorgetreten war und Sein Lehramt angetreten hatte, stellte sich Ihm eine Partei entgegen, deren Pflicht es gewesen wäre, Ihn willkommen zu heißen und Ihm den Weg unter dem Volke zu bahnen. Statt dessen verstellte sie Ihm denselben. Die böse und ehebrecherische Art der Schriftgelehrten und Pharisäer konnte die Wahrheit, die in Seiner Person erschienen war, nicht ertragen; Licht und Finsternis haben ja keine Gemeinschaft mit einander. Die Scheinheiligen haßten den Heiligen und waren bald einig: Diesen Menschen müssen wir uns vom Halse schaffen, sonst ist's um unsere Glorie geschehen. Derlei Leuten ist kein Mittel zu schlecht, um den Zweck zu erreichen, den sie im Auge haben. So ist's vor Alters gewesen, so ist's heute noch. Bald genug triumphierten die israelitischen Würdenträger über den Zimmermannssohn. Doch nicht eher war es ihnen gestattet, als zu der von Gott gewollten Stunde. Jesus selbst verhütete es. Ihm war nicht unbewußt, was sie im Sinne hatten. Deshalb ging Er dem Otterngezüchte aus dem Wege, wo es nötig war.

Auch heute treffen wir Ihn auf einem Rückzuge. „Jesus ging aus von dannen und entwich in die Gegend von Tyrus und Sidon." Er hatte den Schriftgelehrten und Pharisäern wieder einmal scharf ins Gewissen geredet. Sie ärgerten sich darüber und schmiedeten Rachepläne. Verwundert machten die Jünger den Heiland darauf aufmerksam, daß Er den hohen Persönlichkeiten durch Seine freimütige Rede vor den Kopf gestoßen habe. Sie konnten es selbst noch nicht verstehen, daß Er die Aeltestenaufsätze verwarf und mit den Urhebern und Anwälten der-

selben so rücksichtlos verfuhr. Der Meister erklärte ihnen, daß alle Pflanzen, d. h. alle Lehren, die der himmlische Vater nicht gepflanzt habe, ausgereutet werden müßten, und rechtfertigte damit Seine Handlungsweise. Zugleich ermahnte Er sie, die blinden Blindenleiter fahren zu lassen Dann zog Er mit ihnen aus der Gegend hinweg und entwich über die Grenze des jüdischen Landes, um nicht Seinen Feinden in die Hände zu fallen.

Unser Heiland handelte also nicht wie ein Schwärmer, der sich blindlings in die offene Grube zu seinen Füßen stürzt. Er war fern von der Selbstvermessenheit, die unter dem Schein des Gottvertrauens den Gefahren entgegen geht, anstatt denselben auszuweichen. Aber es war auch nicht bange Furcht vor Seinen Gegnern und ängstliche Sorge um Sein Leben, was Ihn bewog, zu entweichen. Niemals war Sein Rückzug eine klägliche Flucht vor der Macht des Bösen, sondern auch hier, wie bei allem, was Er that, war Ihm der Wille Seines himmlischen Vaters maßgebend. So lange Er wußte, daß die Zeit Seines Leidens und Sterbens noch nicht gekommen sei, ging Er den Kindern der Bosheit vorsichtig aus dem Wege, nicht um ihnen das Feld zu überlassen, sondern um nach Beseitigung der augenblicklichen Gefahr stets wieder zurück zu kehren auf den Schauplatz Seines Wirkens und Seine Heilandsarbeit und den Ihm verordneten Kampf aufs neue aufzunehmen. Sein Entweichen war also ein Akt weiser Vorsicht und des Gehorsams gegen Den, der Ihn gesandt hatte. So sehr es Ihn darnach verlangte, Sein Werk zu vollenden, und so mächtig Ihn die Liebe drang, Seine Zeit auszukaufen zum Heil der Sünderwelt,

so wollte Er doch nichts eigenmächtig erzwingen; Er konnte warten und weichen, wo es nötig war. Aber nie ließ Er darob das Ihm gesteckte Ziel aus dem Auge. Auf jeden Rückzug folgte, wie bemerkt, ein neuer Angriff. Unermüdlich und unverdrossen opferte Er all Seine Kräfte, Sein ganzes Leben, Sein Gut und Blut in dienender Liebe dem großen Werke der Welterlösung. Wie verschieden ist Jesus von jenen selbstsüchtigen Klüglern, die fort und fort darüber aus sind, sich mit guter Manier der Erfüllung ihrer Pflichten zu entziehen, um nur ja nicht in ihrer Ruhe und Behaglichkeit gestört zu werden, die das Gute lieber unterlassen, als sich durch die Ausübung desselben lästige Feinde zuzuziehen. Frisch und mutig verrichtete der Herr Sein Werk, unbekümmert um das Urteil Seiner Gegner. Aber wo Er eine Gefahr erblickte, welche für die Sache Gottes verhängnisvoll hätte werden können, da wich Er derselben aus.

Siehe, lieber Leser, das ist Jesus-Art. Ein Beispiel hat Er uns gegeben, daß wir Seinen Fußstapfen nachfolgen sollen. Auch in dieser Hinsicht ist Sein Verhalten maßgebend für uns. Es giebt ein Gottvertrauen, davor einem bange sein muß. Selbstverständlich ist's nicht das wahre Gottvertrauen, sondern es unterscheidet sich von diesem, wie das Scheingold vom echten, durchläuterten Golde. Sehr bald verliert es seinen Glanz und wird offenbar als eitles Selbstvertrauen, das der unlautern Quelle des Hochmuts und der Selbstüberhebung entspringt. Es findet sich hauptsächlich bei geistlichen Schwätzern und Maulhelden, die den Kopf hochtragen und sich den Anschein geben, als ob sie vor keiner noch so großen Gefahr

zurückbeben. Geht's dann ins Gefecht, so ergreifen sie entweder das Hasenpanier, oder sie stürzen sich, was noch schlimmer ist, trotzig der Gefahr entgegen und kommen darin um. Solche Schwärmer gehören nicht zu den Freunden Jesu; sie sind vielmehr, wie fromm sie sich auch gebärden, Fleischliche, die sich nicht vom Geiste Christi, sondern von ihrem eigenen, unvernünftigen Sinn treiben lassen.

Aber auch bei solchen, die den Herrn lieben und sich in Seine Nachfolge gestellt haben, zeigt sich zuweilen jenes falsche Vertrauen. Man denke an Petrus. Der Heiland kannte die Gefahr, welche dem Jünger drohte und warnte ihn. „Da ich hingehe, kannst du mir diesmal nicht folgen," sprach Er zu ihm. Aber Petrus will Ihm doch folgen, er will sein Leben für der Meister lassen. Wie kläglich ist er gefallen! Weil er nicht hören wollte, mußte er in der Schule der Erfahrung inne werden, daß, wer auf sich selbst vertraut und seine Liebe zum Herrn für unüberwindlich hält, sich immer vermißt. Es mangelte dem Jünger an der rechten Selbsterkenntnis und das deshalb, weil es ihm an Bescheidenheit und Demut fehlte. Er wollte mehr sein, als die andern Jünger und ihnen den Beweis liefern, daß er ein Held sei. Er war ungehorsam und folgte dem Herrn trotz der eindringlichen Warnung nach. Mit schlotternden Knieen und bebendem Herzen mag er dem Zuge zum hohenpriesterlichen Palaste gefolgt sein, und wohl drang ihn sein Gewissen, umzukehren. Aber er wollte seine Ehre retten; er mußte sein Wort lösen. Das kam ihm teuer zu stehen.

O, daß Petri Fall der einzige seiner Art geblieben

wäre! Aber Tausende und aber Tausende nach ihm haben ebenso thöricht gehandelt, wie er. Die Verkehrtheit des menschlichen Herzens offenbart sich besonders darin, daß es immer den Irrweg gehen will. Die Gefahr der Selbstüberhebung ist auch für die treuesten Jünger Jesu groß. Die Mahnung Petri: „Seid nüchtern und wachet, denn euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge; dem widerstehet fest im Glauben," kann nicht genug beherzigt werden. Zu diesem Wachen und Nüchternsein, zu dem Widerstehen im Glauben gehört auch das, daß man nach dem Beispiel Jesu der drohenden Gefahr ausweiche. Hiezu aber ist Treue und Selbstverleugnung nötig, wie sie Christus geübt hat, dessen Hauptanliegen es war, den Willen des Vaters zu thun.

Solches Ausweichen zeugt also nicht von banger Furcht und Aengstlichkeit, sondern von Glaubensmut und christlicher Tapferkeit. Es ist Weisheit, während das Gegenteil Tollkühnheit, Verwegenheit, und deshalb Narrheit ist. Wer hierin nach Jesu Vorbild handelt, ist ein Held und darf nicht mit denen in eine Rubrik gestellt werden, die aus schnöder Selbstsucht, Liebe zur Bequemlichkeit, aus Kreuzesscheu, Furcht vor allfälligem Verlust und dergleichen mehr nachgeben und weichen, wo sie ihren Mann stellen und unerschrocken ohne Rücksicht auf eigenen Vorteil oder Nachteil standhalten sollten. Ein solches Betragen ist, gelinde gesagt, Schwachheit, meist aber Charakterlosigkeit. Beruft man sich dabei noch auf Jesu Beispiel, so ist's strafbare Unlauterkeit. Mit solchen Heuchlern, die sich für Weise halten, aber zu Narren werden,

hat der Herr keine Gemeinschaft. Es sind Menschen, die vielleicht den Schein des gottseligen Wesens haben, aber seine Kraft verleugnen; man meide sie.

Nie darf ein Christ sich zurück ziehen, wie eine Schnecke in ihr Haus, wenn es gilt, die Ehre Gottes zu fördern und ein treues, mutiges Bekenntnis abzulegen für Christum und Sein Reich. Das wäre Fahnenflucht und schmähliche Verleugnung. Die Liebe Christi erfordert, daß wir im Notfalle alles, selbst unser Leben, zu opfern bereit sind für Ihn, der Sein Blut für uns fließen ließ. Wo durch Weichen die Wahrheit beeinträchtigt und Gottes Ehre verletzt würde, da soll ein Kind Gottes mutig und getrost jeder Gefahr trotzen, doch ja nicht im Verlaß auf eigne Kraft und Stärke, sondern im steten Aufblick zum Anfänger und Vollender des Glaubens. Nicht so, wo es auf der Hand liegt, daß durch solches Trotzen die Sache Christi nur geschädigt würde. In solchem Falle zeigt uns Jesus durch Wort und That, daß es Pflicht ist, den gefahrvollen Schlingen auszuweichen und auf solche Weise die Pläne der Bösen zu nichte zu machen. Hier ist Weisheit nötig. Wer da fühlt, daß sie ihm mangelt, der bitte von Gott, der da giebt einfältiglich jedermann und rückt es niemand auf; so wird sie ihm gegeben werden.

2. In der Stille.

Jesus entwich über die Grenze, wo Er sicher war vor den Nachstellungen Seiner Feinde. Er zog in die Gegend von Tyrus und Sydon. Daselbst ging Er, wie der Evangelist Markus berichtet, in ein Haus und wollte es niemand wissen lassen. Damit, daß Er sich zurückzog

zur Sicherung, verband Er noch einen andern Zweck: den der Erholung.

Christus war ein Mensch, wie wir, ausgenommen die Sünde. Er bedurfte deshalb nach angestrengter Arbeit der Stärkung und Erholung, beides für Leib und Seele. Wir lesen von Ihm, daß Er zu diesem Zwecke öfters die Einsamkeit aufsuchte. Dies geschah besonders dann, wenn Gefahr vorhanden war, daß auf irgend eine Weise durch menschliches Zuthun der Ratschluß der Erlösung vereitelt werden sollte. So z. B. floh Er in die Einsamkeit, als das Volk, das Er gespeist hatte, Ihn erhaschen und zum Könige machen wollte. Es zeigt uns dies, wie der Heiland es verstand, Seine Zeit auszukaufen. Er benützte jede Gelegenheit, zu wirken und zu arbeiten, zu heilen und zu retten, zu predigen und zu unterrichten. Oft fragt man sich erstaunt: „Wie ist es möglich, daß Er so viel zu leisten imstande war?“ Ein Blick in die stillen Stunden, die Er verlebte, giebt uns darüber Aufschluß. Im engern Freundeskreise, wie dort zu Bethanien, und in der Einsamkeit, wo Er allein mit Seinem himmlischen Vater war, erholte Er sich von den Mühen und Sorgen Seines Arbeitslebens und stärkte sich zu neuem Kampf und treuer Pflichterfüllung. Da zog Er sich aus der Unruhe des Lebens zur Ruhe, aus der Thätigkeit in der Welt zu stiller Betrachtung und zum Gebet zurück. Ehe Er gen Himmel fuhr, verließ Er öfters die Welt. Es war in jenen Augenblicken, wo Er dem Getümmel der Menschen den Rücken kehrte und zum Vater ging. Alsdann versenkte Er sich in den Liebesratschluß Gottes, erquickte sich an dem Wohlgefallen des Vaters und nahm

Seine Befehle entgegen. Ist es nicht einem jeden treuen Jünger des Heilandes, wenn er Seine Reden liest, welche uns Johannes in seinem Evangelium überliefert hat, als hörte er die Nachklänge aus jenen stillen Stunden, welche Jesus in Gemeinschaft mit dem Vater zubrachte?

In der Einsamkeit war es auch, wo Jesus die Kämpfe ausfocht, unter welchen Seine menschliche Seele zitterte und bebte. In der Wüste, wo Er vom Teufel versucht ward, traf Er die große Entscheidung zwischen dem Besitz und Genuß der Herrlichkeit dieser Welt und der Treue gegen Seinen himmlischen Beruf. Und in Gethsemane, als Seine Vertrautesten nicht eine Stunde mit Ihm wachten, rang Er mit dem Tode, bis Ihm der Schweiß in Gestalt dicker Blutstropfen zur Erde rann, bis Er aber auch siegend beten konnte: „Vater, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe.“

Nach solchen stillen Stunden kehrte der Heiland immer wieder zurück in des Geistes Kraft zur Ausübung Seiner Liebesarbeit.

Wie in dem Leben Christi, so müssen auch in dem Leben eines jeden Menschen — soll es anders einen wahren, wesenhaften Inhalt haben — so müssen namentlich im Leben der Jünger Jesu Arbeit und Erholung, Gesellschaft und Einsamkeit mit einander abwechseln. Von der Arbeit soll hier nicht die Rede sein und noch weniger von den rauschenden Vergnügungen, in welchen die meisten Menschen Erholung von der Arbeit suchen. Nur im Vorübergehen sei bemerkt, daß es ein charakteristisches Kennzeichen unserer Zeit ist, daß die meisten Menschen sich abhetzen und quälen, sich Tag und Nacht Sorge und Mühe machen,

um zu den Mitteln zu gelangen, welche sie in den Stand setzen, der Lust und Begierde nach irgend einer erträumten Glückseligkeit Befriedigung zu verschaffen, und das Leben, wie sie sagen, zu genießen. Ueber allem dem kommt selten einer dazu, über die ernsten Ewigkeitsfragen, die in seinem Innern schlummern, nachzudenken und sich über Zweck und Ziel seines Lebens Rechenschaft zu geben. Und werden sie einmal laut, diese Fragen, so laut, daß sie einen zum Stillstand nötigen, so sucht man sich ihrer zu entschlagen und stürzt sich aufs neue in den Strudel der Arbeit, der Gesellschaft und des Vergnügens. So fließt das Leben Unzähliger dahin, ohne daß sie einmal zu sich selbst kommen. Solchen Menschen sind die stillen Stunden unbequem, die Einsamkeit ist ihnen eine Last, weil sie da von einer Leere überfallen werden, welche sie fühlen läßt, daß ihr Leben einer Seifenblase gleicht, die eine kurze Zeit in prächtigen Farben schillert und dann, weil inwendig hohl und leer, zerplatzt, ohne irgendwelche Segensspuren zurück zu lassen. Sie fliehen die Einsamkeit, da dieselbe für sie gleichbedeutend ist mit Trostlosigkeit, weil in der Stille jene Traurigkeit über sie kommt, die das Herz mit bitterm Gram und wildem, aufreibendem Schmerz über all dem Nichtigen und Vergänglichen erfüllt. Es sind arme Menschen, die in ihrer Losgerissenheit von Gott, dem Quell aller wahren Freude und erquickenden Ruhe, dem Verderben entgegen gehen.

Es giebt aber auch andere, denen die stillen Stunden Bedürfnis sind. Sie lieben die Einsamkeit und ziehen sich gerne zurück von dem Geräusch der Welt, um in der Abgeschlossenheit sich stiller Betrachtung hinzugeben. Sie

sind sich bewußt, daß das Leben Zweck und Ziel haben muß und daß es wertlos ist, wenn es wie ein Dampf verdunstet. Aus Erfahrung wissen sie zu reden von den Freuden und Leiden der Einsamkeit, aber des besten Segens derselben werden sie doch nicht teilhaftig, weil sie sich nicht mit Gedanken beschäftigen, welche die Seele über den Dunstkreis dieser Welt erheben und mit Lebenswärme und einem wahren Inhalt erfüllen. Sie bleiben bei dem Weltlichen und Zeitlichen stehen und jagen den Gebilden ihrer Phantasie nach, die sich früher oder später als Trugbilder erweisen. So wird ihnen schließlich das, wovon sie Stärkung und Erquickung erwarten, eine Quelle bitterer Enttäuschungen.

Wer aus den stillen Stunden den rechten Segen davon tragen will, der muß gesinnet sein, wie Jesus Christus es war. Ein weltlicher Sinn wird in der Einsamkeit ebenso wenig, als in der Gesellschaft und im Getreibe des Alltagslebens wahre Befriedigung finden. Erst muß das Herz mit seinen Ewigkeitsbedürfnissen in eine andere Richtung gebracht worden sein: aus der Richtung nach unten in diejenige nach oben. Nur dem, welcher jene Wandlung erfahren hat, welche der Heiland dem nach Wahrheit schmachtenden Nikodemus als unerläßlich zum Seligwerden bezeichnete, werden die stillen Stunden zu Weihe- und Segensstunden werden, weil er dem Einen, das not ist, alles andere unterordnet. Einem solchen ist Zeit wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit, das heißt: er weiß, daß sein Leben seinen Zweck und sein Ziel in der Ewigkeit hat, und daß er hienieden das werden muß, was er einst dort sein soll. Darum zielt all sein Thun und

Lassen darauf hin, Dem immer ähnlicher zu werden, der es wie kein anderer verstanden hat, in den stillen Stunden Seines irdischen Lebens im geistigen Sinne die Welt zu verlassen und zum Vater zu gehen, um, wie wir vernommen haben, in Kraft des Geistes stets wieder zurückzukehren und Seine Heilandsarbeit fortzusetzen.

Der Jünger Jesu fühlt das Bedürfnis nach stillen Stunden und sucht dieselben, weil er weiß, daß sie unerläßlich notwendig sind zur Befestigung und Stärkung seines innern Menschen und zur gesunden Entwicklung seines Christenlebens. Er ist durchdrungen von dem Bewußtsein, daß er, obwohl er nicht von der Welt ist, doch in und mit der Welt zu leben hat, um in dieser seiner Stellung den Willen Gottes auszuüben und auf solche Weise das Kommen des Reiches Christi fördern zu helfen. Und wem es mit der Lösung dieser Aufgabe wahrhaft ernst ist, der wird von Tag zu Tag erfahren, daß der Hindernisse gar viele sind, die ihm dabei in den Weg treten. Er wird sowohl bei sich selbst, als auch bei andern auf mannigfachen Widerstand stoßen, der ihn irre führt, entmutigt, seine Kraft verzehrt, ihn abstumpft und aufreibt, wenn er nicht immer wieder zu dem Einen zurückkehrt, der ihn berufen hat, und von Ihm sich tüchtig und geschickt machen läßt zum heiligen Liebesdienst in der Nachfolge des Heilandes. Zu diesem Dienst bedarf man der Weisheit, die von oben stammt, der Kraft aus der Höhe und des Segens, an dem alles gelegen ist. Das alles hat uns der Herr reichlich verheißen, aber wir müssen zu Ihm kommen, es zu empfangen. Nun ist es ja wahr daß man auch inmitten der Beschäftigung stille sein kann

zu seinem Gott, denn sonst wäre es uns nicht geboten. Daraus aber zu schließen, daß deshalb die stillen, der Betrachtung und dem Gebet geweihten Stunden nicht nötig seien, ist ein Irrtum.

Wenn David in der Angst seines Herzens sprach: „O hätte ich Flügel wie Tauben, daß ich flöge und etwa bliebe! Siehe, so wollte ich mich ferne weg machen und in der Wüste bleiben; ich wollte eilen, daß ich entrönne vor dem Sturmwinde und Wetter“ (Ps. 55, 7—9), so hat er damit einer Stimmung Ausdruck gegeben, die keinem Frommen fremd sein wird. Giebt es nicht im Leben eines jeden Kindes Gottes Stunden, in welchen es seufzt: „Um Trost ist meiner Seele bange,“ Zeiten, in denen es fühlt: „Meine Kraft verläßt mich,“ wo ihm Gefahr droht, irre zu werden an sich selbst und an seinem Gott? Nicht nur die Schwachen, auch die Starken machen solche Erfahrung. Das Evangelium zeigt uns, daß selbst Er, der Sündlose, dessen Gottvertrauen nie wankte, solche Augenblicke der Anfechtung gekannt hat. Alsdann suchte Er die Einsamkeit auf, ging zum Vater und erhob sich auf den Flügeln des Gebetes in jene andere Welt, von dannen Er ausgegangen war. Denselben Weg, wie Er, sollen auch wir einschlagen; Er hat die Einsamkeit für uns geheiligt.

In der Stille will der Herr diejenigen, die auf Ihn harren und warten, besuchen. Da kommt Er zu ihnen mit Seinem Wort, mit Seinem Frieden, mit Seiner Kraft und macht sie geschickt zu allem guten Werk, beseligt und belebt sie mit Himmelstrost und heiliger Freude und läßt sie wissen Seine heimliche, verborgene Weisheit, welche Er verordnet hat vor der Welt zu ihrer Herrlichkeit.

Eine der Ursachen, weshalb es so viele matte und kränkelnde Christen giebt, deren inneres Leben nicht gedeihen will, und die deshalb aus dem Klagen und Zagen nicht heraus und in die ungetrübte, heilige Freude nicht hinein kommen, ist die, daß diese Leute es versäumen, dem Getümmel und Gewimmel der Außenwelt zuweilen zu entfliehen, um sich in der Einsamkeit vor Gott zu prüfen, in Sein heiliges Wort sich zu vertiefen, und von Christi Geist sich mahnen und warnen, kräftigen und stärken, reinigen und heiligen zu lassen. Sage doch niemand, dazu habe er keine Zeit. Das ist eine Ausrede, deren sich ein Nachfolger des vielbeschäftigten, rastlos arbeitenden Jesus schämen sollte. Wenn ich nicht irre, war es Luther, der einmal gesagt hat: „Ich habe heute so viel zu arbeiten, daß ich erst vier Stunden beten muß." Und alle die Männer und Frauen im Reiche Gottes, die wir bewundern ob ihren Glaubensthaten und Liebeswerken, ob ihrer Treue im Kleinen wie im Großen, waren Leute, welche die stillen Stunden liebten und es nicht vernachlässigten, den seligen Verkehr mit Gott in der Einsamkeit zu pflegen.

Freilich sollen wir nicht die Welt verlassen, wie jene Einsiedler, welche in die Wüste zogen, ihr ganzes Leben in der Einsamkeit verbrachten und sich in sich selbst verschlossen. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Ertrag der stillen Stunden der sein muß, daß durch dieselben die Liebe zu Gott und zum Nächsten in uns gemehrt und fester gewurzelt werde. Diese Liebe kann sich nicht abschließen; es liegt in ihrem Wesen, daß sie sich bethätigen muß. Also war's beim Herrn, so soll es auch bei Sei-

nen Jüngern sein, damit sie als das Salz der Erde und das Licht der Welt ihren Beruf erfüllen können und der Vater im Himmel gepriesen werde.

3. Er konnte nicht verborgen sein.

Im fremden Lande ging Jesus in ein Haus und wollte es niemand wissen lassen. „Und konnte doch nicht verborgen sein, denn ein Weib hatte von Ihm gehöret," fügt Markus hinzu. Das ist eine bemerkenswerte Notiz, die wir nicht übergehen wollen. Sie beweist, daß das Gerücht von Jesu bereits in die umliegenden Länder erschollen war, daß Seine Wunder und Seine Bereitwilligkeit zu helfen auch außerhalb des gelobten Landes schon die Aufmerksamkeit der Leute auf sich gezogen hatten. Doch dies war wohl nicht der Beweggrund, welcher den Evangelisten bestimmte, dieselbe in seinen Bericht einzuschieben. Es muß etwas anderes gewesen sein, das ihn dazu veranlaßte.

Jesus konnte nicht verborgen sein, denn ein Weib hatte von Ihm gehöret. Dieses Weib war eine Unglückliche, die der Hilfe des Heilandes bedurfte und darnach verlangte. Da, gerade zur rechten Stunde, kam der Helfer daher; freilich nicht um des Weibes willen, sondern weil Ihn die Bosheit Seiner Feinde bewogen hatte, zu entweichen. Aber warum mußte Er gerade in die Gegend kommen, in welcher die Schwergeprüfte wohnte? „Das war eben Zufall," höre ich sagen, „es ist doch nichts Außerordentliches dabei, daß Er hier mit einer Unglücklichen zusammentraf; an einem andern Orte hätte Ihm das ebenso

gut passieren können." Freund, wenn du so denkst, dann will ich nicht mit dir rechten; aber mich däucht, St. Markus hätte nicht so viel Wesens von der Sache gemacht, wenn er das Begegnen Jesu mit dem Weibe für einen Zufall gehalten hätte. Das Wörtlein denn, mit welchem er den Satz, daß Jesus doch nicht verborgen bleiben konnte, begründet, zeugt von einer andern Anschauung. Von Zufall weiß das Wort Gottes überhaupt nichts, sondern es stellt alle Begebenheiten und Geschehnisse in das tröstliche Licht der Vorsehung und Sorgfalt Gottes. Und wo es sich um Leiden und Freuden eines Menschenkindes, dessen Hoffnung zum Herrn steht, handelt, da lehrt es uns unzweideutig, daß die Vorsehung Gottes eine ganz spezielle ist.

Darüber ist freilich der Unglaube anderer Meinung. Von den Thoren, die da sagen: „Es ist kein Gott," wollen wir nicht reden. Daß sie von einer Vorsehung nichts wissen wollen, ist konsequent; das Gegenteil wäre lächerlich. Gottlob ist die Zahl der wirklichen Gottesleugner klein, denn die meisten von denen, die mit den Lippen das Dasein Gottes bestreiten, sind in ihrem Innern überzeugt von der Existenz Gottes; sie wollen es nur nicht Wort haben, daß dem so ist. Aber gerade das fortwährende Bellen und Revolutionieren gegen Gott, den sie als abgethan proklamieren, beweist, daß sie von Ihm nicht loskommen können.

Es kommt jedoch auf eins heraus, ob man das Dasein Gottes zugiebt oder nicht, wenn man nicht an einen Gott glaubt, der nicht nur die Welt erschaffen hat, sondern sie auch erhält und regiert durch die Allmacht Seines Willens, und der für Seine Geschöpfe aufs beste sorgt.

Hier ist der Punkt, welcher bei vielen Widerspruch hervorrufen wird. Es gehört ja in unserer aufgeklärten Zeit zur Bildung, daß man sich Gott vorstellt als einen weisen Baumeister, welcher, nachdem Er den Weltenbau vollendet hatte, sich behaglich zur Ruhe setzte und seither den von Ihm geschaffenen Mechanismus nach absolut feststehenden Naturgesetzen sich bewegen ließ, ohne sich weiter um seinen Gang zu bekümmern. Wer dieser Ansicht nicht beipflichten will, gehört nach dem Urteil ihrer Anhänger und Verteidiger zu denen, die mindestens um ein Jahrhundert hinter dem Fortschritt der Wissenschaften zurückgeblieben sind.

Andere sind noch nicht so weit. Selbst auf die Gefahr hin, zu den Unaufgeklärten gerechnet zu werden, geben sie zu, daß Gott im großen und ganzen die Welt regiere und die Zügel in der Hand behalte. Aber davon, daß Er aufs Einzelne acht habe, wollen sie nichts wissen. Sie finden es des großen Gottes unwürdig, daß man Ihm zumute, Er solle — man gestatte mir den Ausdruck — „Hans in allen Ecken" sein. „Da hätte Er doch viel zu thun, wenn Er sich um all die tausend und aber tausend Kleinigkeiten und Vorkommnisse im menschlichen Leben bekümmern wollte," so und ähnlich spricht die große Mehrzahl derer, die bei Leibe nicht zu den Ungläubigen gezählt werden wollen, aber vom wahren, seligmachenden Glauben ebenso wenig durchdrungen sind, wie eine kunstvoll gemeißelte Marmorstatue von der Lebenskraft.

Die heilige Schrift sagt uns, daß wir einen Gott haben, der nicht nur alle Dinge sieht und hört und weiß, sondern daß ohne Seinen Willen nichts geschehen kann und darf, auch nicht das kleinste und unscheinbarste Er-

eignis. Es ist kein Buch in der Bibel, das diese Lehre nicht enthielte; sowohl im alten, als auch im neuen Testament ist beinahe auf jedem Blatt die Rede davon. Noch mehr, es wird uns auch gezeigt, daß Gottes Wille ein Liebeswille ist, daß der Schöpfer aufs beste für alle Seine Geschöpfe sorgt und deren keins vergißt. Er, der den Wurm im Staube geschaffen hat, erhält ihn auch, und ohne Seinen Willen fällt kein Sperling zur Erde. Wie sollte nun Er, der die unvernünftige Kreatur zum Gegenstand Seiner liebenden Fürsorge gemacht hat, der Menschen vergessen, die Er nach Seinem Ebenbilde geschaffen hat? Wahrlich, ein Gott, dem man nicht zutrauen darf, daß Er sich um den Einzelnen bekümmere und sich dessen Wohl angelegen sein lasse, ist kein Gott. Irdische Väter, denen das Wohl und Wehe der Ihrigen zu Herzen geht und die sich's Mühe und Arbeit kosten lassen, sie zu versorgen, stünden höher als ein solcher. Es ist also keineswegs Gottes unwürdig, wenn man fest und zuversichtlich glaubt, daß nichts dem bloßen Zufall, oder einem unfaßbaren Schicksal unterworfen sei, sondern daß alles, auch das, was wir Menschen als selbstverständlich, oder unwichtig und kleinlich zu betrachten gewohnt sind, Gegenstand göttlicher Vorsehung und Sorgfalt sei, und daß nichts ohne Seinen Willen geschehe. Durch solchen Glauben gerade erweist man Gott die Ehre, die Ihm gebührt und welche Er verlangt.

Freilich muß man unterscheiden zwischen dem bestimmenden und dem zulassenden Willen Gottes. Gott will nur das Gute; das Böse verabscheut Er. Dennoch läßt Er es zu, weil Er mit freiem Willen begabte Geschöpfe

geschaffen hat, denen Er das Recht einräumte, entweder das Gute zu ihrem Heil, oder das Böse zu ihrem Unheil zu wählen und zu thun. Aber Er gestattet das Böse nur insoweit, als es zur Verherrlichung Seines Namens und zum Besten derer, die Ihn wahrhaft lieben, dient. Belege für diese Wahrheit liefert die Geschichte zur Genüge. Statt der vielen Beispiele, die zur Begründung des Gesagten angeführt werden könnten, hier nur eines.

In einem Dorfe, nahe bei meiner Heimat, lebte ein frommer Bauersmann, dem es trotz fleißiger Arbeit und redlichen Bemühens nicht gelingen wollte, sich und seiner zahlreichen Familie eine sorgenfreie Existenz zu verschaffen. Durch allerlei Unglück, wie Krankheit, Bürgschaft, Mißernten u. s. w., geriet er immer tiefer in Schulden, so daß er sich schließlich beinahe nicht mehr zu helfen wußte. Es kam so weit, daß ihm von seinem zahlreichen Viehstande nur eine einzige Kuh übrig blieb. Auch diese mußte er nach langem Sträuben verkaufen, um mit dem Erlös einem Gläubiger, der ihn hart bedrängte, die schuldigen Zinsen bezahlen zu können. Mit schwerem Herzen, doch nicht ohne sein Anliegen dem Herrn vorgetragen zu haben, führte er das Tier nach W. auf den Markt, wo er dasselbe, durch die Not gezwungen, unter dem Preise veräußerte. Allerlei Gedanken bewegten sein Inneres, als er gegen Mittag im Wartesaal des Bahnhofes auf den Abgang des Zuges wartete, der ihn heimwärts führen sollte. Als er nach längerem Hin- und Herschreiten sich auf eine Bank niederließ, fiel sein Blick auf ein Plakat, das gegenüber an der Wand angebracht war und auf welchem die Warnung zu lesen war: „Man wird vor Taschendieben ge-

warnt!“ Unwillkürlich langte der Bauer in die hintere Rocktasche, in welcher er sein Geld aufgehoben hatte. Aber welch ein Schrecken überkam ihn dabei. Das lederne Beutelchen mit dem ansehnlichen Sümmchen war verschwunden. Ein Stoßseufzer, welcher sich den Lippen des Bestohlenen entrang, erregte die Aufmerksamkeit der Umstehenden. Bald war er von neugierigen Fragern umgeben und mußte erzählen, was sich zugetragen hatte. Dabei verschwieg er nicht, daß durch den Diebstahl sein gänzlicher Ruin herbeigeführt sei. Die hellen Thränen rollten ihm über die Wangen herab. Endlich ermannte er sich und tröstete sich mit den Worten: „Es geschieht nichts ohne Gottes Willen; denen, die Ihn lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Natürlich wurde er darüber von einigen mitleidig belächelt, während die meisten der Anwesenden ihn auslachten und einen Tolpatsch nannten, der reif sei fürs Narrenhaus.

Zu diesen letzteren gehörte ein frivoler Zeitungsredakteur, der aus der Geschichte Kapital schlug. In der Abendnummer seines Blattes erzählte er den Lesern desselben das Ereignis und begleitete den Bericht mit folgender Bemerkung: „Wir konnten das Bäuerlein nicht bedauern, dafür hätte sich der Mann wohl bedankt. Er glaubt nämlich steif und fest, es sei Gottes Wille gewesen, daß er bestohlen worden sei. Die Pietisten und Methodisten nebst andern Frömmlern und Scheinheiligen wollen ja nichts wissen von Zufall und freiem Willen. Dieser Art Leute halten es für Sünde, die Vernunft walten zu lassen und meinen, der Herrgott müsse sich zu ihrem Handlanger herabwürdigen, der für sie denkt und sorgt und ihnen oben-

drein ihre Thorheiten belohnen. Vielleicht denkt mancher, das Berichtete sei eine Zeitungsente. Das wäre ein ungerechtfertigter Verdacht. Wem etwa Zweifel an der Wahrheit des Gesagten aufsteigen, dem wollen wir es ermöglichen, sich selbst bei dem Geprellten über den Vorgang zu erkundigen, indem wir seine Adresse beifügen."

Der superkluge Redakteur ahnte nicht, welchen Dienst er dem gefoppten Bäuerlein mit seinem wohlfeilen Spott erwies. Die Zeitung kam „zufälligerweise" als Wickelpapier einem rechtschaffenen, reichen Herrn in die Hände, der es sonst unter seiner Würde hielt, das Blatt zu lesen. Diesmal aber machte er — sagen wir wieder „zufälligerweise" — eine Ausnahme und wurde so mit dem Unglück, das den Bauersmann betroffen hatte, bekannt. Die Not des Armen ging ihm zu Herzen, und er beschloß, demselben zu helfen. Am folgenden Tage suchte er den Bedrängten auf und erkundigte sich eingehend nach seinen Verhältnissen. Nachdem er sich von der Ehrlichkeit und Redlichkeit des Mannes überzeugt hatte, half er ihm in echt christlicher Weise, so daß derselbe vor dem Bankerott bewahrt blieb und sich im Laufe der folgenden Jahre finanziell erholen konnte.

Stellt nicht die erzählte Begebenheit die Lehre von der besondern Vorsehung und Fürsorge Gottes für diejenigen, die auf Ihn trauen, in ein helles Licht, lieber Leser? Wer denkt dabei nicht an das Wort Josephs an seine Brüder: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen; aber Gott gedachte es gut zu machen, daß Er thäte, wie es jetzt am Tage ist?" (1. Mose 50, 20.)

Noch einmal sage ich: „Fast jedes Blatt der Bibel

zeugt davon, daß wir einen Gott haben, dessen vorsehendes und fürsorgliches Walten sich bis aufs Kleinste erstreckt." Darüber wird sich auch kein vernünftiger Mensch wundern. Im Gegenteil müßten wir uns verwundern und zugleich erschrecken, wenn dem nicht so wäre; denn wer bedenkt, daß aus scheinbar unbedeutenden und geringfügigen Ursachen oft sehr folgenschwere Wirkungen hervorgehen, der wird sich nicht beruhigen können bei dem Gedanken an ein unpersönliches, höheres Wesen, das zwar die Welt erfüllt, aber keine bestimmende und leitende Herrschaft in derselben ausübt, auch wird ihm die Annahme eines persönlichen Gottes, der sich aber um den Gang der Dinge nicht oder nur so im allgemeinen bekümmert, nicht befriedigen. Es ist unmöglich, daß derjenige, welcher nicht von dem zuversichtlichen Glauben beseelt ist, daß ohne des Herrn Befehl, beziehungsweise ohne Seine Zulassung, nichts, lediglich nichts geschehen kann und darf, und daß Er denen, die Ihn lieben, alles zum Besten dienen läßt, sich angesichts der mannigfachen Schwierigkeiten, Widerwärtigkeiten, dunkeln und unentwirrbaren Rätsel des Lebens zu untrüglicher, ungetrübter, heiliger Freude erhebe. Umgekehrt kann ein Gotteskind, das von der treuen, väterlichen Fürsorge Gottes, überzeugt ist und — man beachte es wohl — dieser Ueberzeugung gemäß lebt, in allen, auch in den schwersten und verhängnisvollsten Lebenslagen ruhig und getrost sein. Und eben weil Gott will, daß wir zu solch seliger Erfahrung gelangen sollen, sucht Er uns in Seinem Worte nicht allein durch bloße Lehrsätze davon zu überzeugen, daß nichts dem blinden Zufall unterworfen ist, sondern führt uns geschichtliche Thatsachen und lebendige Exempel vors

Auge, die laut zeugen für die alles in ihren Bereich ziehende Vorsehung und Fürsorge Gottes.

Ich will nicht länger bei diesem Gegenstande verweilen, möchte dir aber raten, lieber Leser, selbst in der heiligen Schrift den Spuren der Vorsehung des himmlischen Vaters nachzuforschen, zumal dir auf diesem Wege viel reicherer Gewinn zufließen wird, als wenn dir alles auf dem Präsentierteller vorgelegt würde. Aber ohne Vorurteil, ehrlich und redlich mußt du dich diesem Studium hingeben, denn wer mit sehenden Augen nicht sehen und mit hörenden Ohren nicht hören will, wird nimmer zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.

Kehren wir zurück zur unserer Geschichte. Also Jesus konnte nicht verborgen sein, obgleich Er es beabsichtigte; denn ein Weib hatte von Ihm gehöret und schrie Ihm nach. War nun auch dieses Begegnen des Heilandes mit der Unglücklichen nicht von ungefähr, so lag es ja doch in Seiner Macht, dem Weibe aus dem Wege zu gehen und sich vor demselben zu verbergen. Dem Umstande, daß Er nicht verborgen sein konnte, mußte also noch eine andere Ursache zu Grunde liegen. Welches war denn diese Ursache? Wer einigermaßen mit dem Herrn bekannt ist, wird nicht lange so fragen. Er weiß, daß es Christo unmöglich war, sich den Hilfsbedürftigen, die aufrichtig und ernstlich nach Ihm verlangten, zu entziehen, weil es Ihm die Liebe zu denselben und der Gehorsam gegen den, der Ihn gesandt hatte, nicht zuließ. Er hätte sich selbst untreu werden müssen, um solches thun zu können. Dann aber wäre Er nicht mehr der Sünderheiland gewesen, und wir müßten an Ihm irre werden. Es ist überaus tröst-

lich für uns, zu wissen, daß Jesus sich keiner einzigen Seele entzogen hat, welche dem Zuge des Vaters zu Ihm hin Folge leistete. Wir lesen wohl von Ihm, daß Er zuweilen mit Seiner Hilfe zögerte, wie hier dem kananäischen Weibe gegenüber, oder daß Er welche, die zu Ihm kamen, entließ, ohne ihnen zu helfen, weil sie selbst es Ihm unmöglich machten; aber nirgends findet sich ein Fall, daß einer, der sich Christo mit aufrichtigem Herzen nahte, in seinen Erwartungen getäuscht worden wäre.

Und wie Jesus einstmals war, so ist Er heute noch, und so bleibt Er in Ewigkeit. So lange es auf Erden noch arme, bedrängte Menschenkinder giebt, die Ihn allen Ernstes suchen, kann Er nicht verborgen sein. Er, der barmherzige, mitleidige, allmächtige Hohepriester kann nicht anders: Er muß sich den Mühseligen und Beladenen, die willig sind, von Ihm sich helfen zu lassen, von Ihm zu lernen und Sein sanftes Joch auf sich zu nehmen, offenbaren als der Freund, der ihren Kummer hebt, ihre Thränen trocknet, ihre Wunden heilt und ihnen Leben und volle Genüge giebt.

Gleichst du hierin dem Heiland, lieber Leser? Wenn du Anspruch machst auf Seine Jüngerschaft, so muß es der Fall sein, denn diejenigen, welche Christo angehören, können ebenso wenig verborgen sein, wie Er.

II. Der Mutter Anliegen.

Und siehe, ein kananäisch Weib ging aus derselbigen Grenze und schrie Ihm nach und sprach: „Ach, Herr, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner! Meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt.“ Matth. 15, 22.

1. Die Not, ein Bote Gottes.

„Herr, Du bist meine Stärke und Kraft und meine Zuflucht in der Not. Die Heiden werden zu Dir kommen von der Welt Ende und sagen: Unsere Väter haben falsche und nichtige Götter gehabt, die nichts nützen können.“ (Jer. 16, 19.) An dieses Prophetenwort erinnert uns das Kommen des heidnischen Weibes zu Jesu. Sie war eine Syrophoenizierin, ein Abkömmling der alten Kanaaniter, auf denen um ihres Stammvaters Ham willen der Fluch ruhte. Als solche wußte sie jedenfalls, daß sie in den Augen der Juden eine verächtliche, gemeine, unreine Person sei. Allein, dieses Bewußtsein hielt sie nicht ab, bei Christo Hilfe zu suchen. Die drückende Not, in der sie sich befand, überwog die etwaigen Bedenken, welche sie hätten zurückhalten können. Diese Not der Kananäerin bestand darin, daß die Tochter des Weibes vom Teufel übel geplagt wurde. Welch ein furchtbares Leiden dies war, werden wir später vernehmen. Hier wollen wir vorderhand nur feststellen, daß der Urheber des Not- und

Jammerstandes, in welchem das Weib sich befand, der Teufel war.

Und nun schüttle nicht den Kopf, lieber Leser, wenn ich sage, daß der Teufel im Grunde genommen der Urheber alles Jammers und aller Not ist, darunter das Menschengeschlecht seufzt und klagt. Die Leiden und Nöten dieser Zeit sind, wenn auch nicht immer direkte, so doch indirekte Folgen der Sünde, und diese ist durch den Vater der Lüge, welchen Christus den Mörder von Anfang nennt (Joh. 8, 44), in die Welt gekommen. Dadurch, daß die Menschen der Stimme des Bösen Gehör schenkten und ihr Folge leisteten, haben sie sich der Verderben bringenden Macht desselben aus freien Stücken preis gegeben, und nun müssen sie die unheilvollen Folgen, die daraus entstanden, tragen. Es war nicht nach Gottes Bestimmung, daß es so kam. Wäre es der Fall, so stünde Gott mit sich selbst im Widerspruch, denn Er hat uns Menschen zur Freude geschaffen und nicht zur Qual. In jeder Menschenbrust giebt sich das Verlangen nach Glückseligkeit kund und der Wunsch, vor Unheil bewahrt zu bleiben. Darum trachtet auch ein jeder nach Freude, von einem freudlosen Zustand dagegen wendet sich unsere Natur ab, weil ein solcher, wie eine schwere Last uns drückt. Es ist verkehrt, zu sagen, das habe seinen Grund in dem sündigen Zustand des gefallenen Menschen. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Weil wir nach dem Ebenbilde Gottes, welcher der Selige ist, geschaffen sind, schrecken wir vor der Not zurück. Darum war auch dem Heiland, der Mensch war, wie wir, so bange vor der Leidenstaufe, mit welcher Er sich mußte taufen lassen. Und gerade deshalb, weil

Er der Sündlose, der Heilige und Reine war, dessen Verhältnis zum Vater durch keinen Ungehorsam getrübt war, empfand Er die Bitterkeit der Not um so mehr und kostete es Seiner menschlichen Seele einen so schweren Kampf, sich in die Leidens- und Todesnot zu finden.

Gottes Liebeswille ist es, daß allen Menschen geholfen werde, daß alle zur Erkenntnis der Wahrheit und damit zum ewigen Leben gelangen. (1. Tim. 2, 4; Joh. 17, 3.) Um diesen Seinen Willen zu verwirklichen, wendet Er, der allweise Vater, alle Mittel an, die geeignet sind zur Erreichung des Zweckes. Zu diesen Mitteln gehört auch das, daß Er die Not, deren eigentlicher Urheber, wie gesagt, jener Mörder von Anfang an ist, und die wir selber verschuldet haben, zur Erziehung des Menschen für die ewige Seligkeit braucht. Sage niemand, dieses Mittel sei ein verwerfliches und mit einer Behauptung, wie die eben aufgestellte, beschuldige man den Herrn, daß Er nach dem Grundsatz handle: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Man müßte dann auch sagen, ein Vater, welcher seine Kinder in empfindlicher Weise züchtigt, wenn dieselben sich nicht durch Güte ziehen lassen wollen, begehe ein Unrecht. Kann man im Ernst dem Gedanken Raum geben, es entspreche der Liebe Gottes nicht, wenn Er die Leiden und Trübsale zu unserm Heil und Besten ausschlagen läßt, wenn Er durch die bittern, zeitlichen Folgen der Sünde uns das Sündigen verleiden, vor der Sünde uns bewahren und für den Himmel, wo es keine Not mehr giebt, uns erziehen will? Nein, wir wollen lieber einstimmen in das Wort jenes klagenden Propheten auf den Mauern des zerstörten Jerusalems, welcher im Blick auf den Gräuel

der Verwüstung ausrief: „Der Herr betrübet wohl und erbarmet sich wieder nach Seiner großen Güte; denn Er plaget und betrübet die Menschen nicht von Herzen.“ (Klagel. 3, 32. 33.)

Ja, nicht von Herzen plaget Er die Menschenkinder, wie es unser Widersacher, der Verderber, thut. Aber Gott macht die Leiden und Trübsale sich dienstbar zur Ausführung Seines Heilsplanes. Ohne diesen Punkt einer allseitigen Erörterung zu unterziehen, sei nur darauf aufmerksam gemacht, daß der Herr oft die Not als Boten aussendet, durch welchen Er gleichgültige Sünder, die nichts nach Ihm und nach dem Heil ihrer Seele fragen, aufrüttelt und aufweckt aus ihrem Gefahr drohenden Zustande. Durch die Leiden dieser Zeit will Er die Ihm Fernstehenden zu sich rufen und an sich ketten. Alles Weh und jedes Uebel dieser Erde soll ein Zug sein zu Dem, an welchen der Mensch in Glück und Wohlergehen so selten denkt, von welchem er meint, er könne Seiner entbehren und ohne welchen er doch niemals wahrhaft glücklich sein kann. Durch allerlei Nöten will uns der treue Gott überzeugen von der Notwendigkeit eines Heilandes, der unsere Not zu der Seinigen gemacht hat, und unsere Augen schärfen, daß wir erkennen, was zu unserm Frieden dient.

Das wollen freilich manche nicht verstehen. Sie lassen sich weder durch die Güte, noch durch den Ernst Gottes ziehen. Da heißt es dann: „Du schlägst sie, aber sie fühlen es nicht, Du plagst sie, aber sie bessern sich nicht; sie haben ein härter Angesicht, denn ein Fels und wollen sich nicht bekehren.“ (Jer. 5, 3.) Es kommt ihnen nicht in den Sinn, in der Not ihre Zuflucht zum Herrn zu neh-

men. Werden sie von Unglück betroffen, so nehmen sie es hin als etwas, dem niemand auf Erden entgehen könne. „Die höchste Lebensweisheit," sagen sie, „besteht darin, daß man alles mit Gleichmut und Standhaftigkeit erträgt, wenn es einem nicht gelingt, dem Leiden zu entrinnen oder dasselbe abzuschütteln." Andere merken wohl, was Gott mit ihnen vorhat, wenn die Not wie ein gewappneter Mann sie überfällt. Aber anstatt sich zu beugen unter die gewaltige Hand Gottes, lehnen sie sich auf gegen die Züchtigungen, stellen sich ungebärdig, klagen und zagen, heulen und winseln, oder — was noch schlimmer ist — sie lassen sich durch die Not verbittern, werden trotzig und fangen an, Gott zu lästern und zu verfluchen. Und das Ende vom Liede ist oft — ein Ende mit Schrecken.

O, wehe dem, der nicht nur nicht hören, sondern auch nicht fühlen will, wenn Gott ihn heimsucht mit Seiner Zuchtrute! Er geht dem Verderben entgegen. Aber wohl dem, der nicht gleichgültig und unempfindlich bleibt, wenn ihn der Herr in die Leidensschule nimmt, sondern sich durch die Not Kopf und Herz zurecht rücken, den stolzen Sinn demütigen, sich klein und gering machen und seine Hilflosigkeit und Ohnmacht sich zu Gemüte führen läßt. Ja, wohl dem, der sich, wie das kananäische Weib, durch den Jammer und das Elend, darin er steckt, hinaustreiben läßt über die Grenzen, innerhalb welcher er sich bis dahin bewegte, um den Heiland zu suchen, dessen er sich sonst schämte oder der ihm wieder mehr oder weniger gleichgültig geworden war. Ein solcher wird bald erfahren, welch ein liebevoller und mächtiger Helfer Jesus ist, wie Er sich der Mühseligen und Beladenen annimmt, wie wahr es ist,

daß Er keinen hinausstößt, der zu Ihm kommt, sondern jedem über Bitten und Verstehen giebt nach dem Wort Seiner Verheißung: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen.“ (Ps. 50, 15.)

2. Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir.

„Ach, Herr, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner!“ so lautete der Beterschrei der geängsteten Mutter. Das war ein kurzes, aber inhaltsreiches und musterhaftes Gebet, lieber Leser. Hier giebt's viel zu lernen und zu beherzigen. Verweilen wir zunächst etwas bei der Anrede: „Ach, Herr, Du Sohn Davids.“ Ob die Kananäerin der vollen Bedeutung dieser Worte sich bewußt gewesen ist, als sie dieselben aussprach, weiß ich nicht. Es ist kaum anzunehmen. Doch das thut auch nichts zur Sache. So viel ist klar: Das Weib hatte vernommen, daß Jesus sich ausgebe für den Herrn, den Sohn Davids, auf welchen die Juden hofften, als auf den verheißenen Messias. Jedenfalls hatte sie aber auch gehört, daß weitaus der größte Teil von Jesu Volksgenossen Ihn trotzdem nicht als den Messias anerkannte und viele andere Ihm gegenüber noch eine zuwartende Stellung einnahmen. Und unter ihren eigenen Landsleuten wird es auch nicht an solchen gefehlt haben, denen Christus nicht nur nicht gleichgültig war, sondern die Ihn für einen Schwärmer und Betrüger hielten. Dennoch hielt die Kananäerin daran fest: Jesus ist der, für welchen Er sich ausgiebt, und in diesem Glauben flehte sie Ihn um Hilfe an. Darin unterscheidet sie sich von so vielen, die Christum wohl auch zu ihrem Nothelfer machen möchten, aber nicht an Ihn glauben wollen, als

an den, als welchen Er sich in Seinem Evangelium uns darstellt. Sie hegen Vorurteile gegen Seine Person und entwerfen sich selbst ein Bild des Heilandes, wie es ihrer Meinung nach sein sollte, anstatt dasjenige anzuerkennen, welches uns aus dem Rahmen des Wortes Gottes entgegentritt. Sie wollen die Schrift korrigieren und versuchen es, den klaren Zeugnissen des Herrn und der Apostel über Seine Person einen andern Sinn unter zu schieben, als ihn dieselben enthalten, weil jene Aussagen ihrem natürlichen Verstande anstößig, ihren Gefühlen ein Aergernis sind. Dem einen ist die Lehre von der Gottessohnschaft Christi zuwider, dem andern diejenige von Seiner Sündlosigkeit, einem dritten die von der stellvertretenden Sühne, ein vierter bezweifelt die Thatsache der Auferstehung Jesu u. s. w. Erst kürzlich wurde ich mit einer nach Wahrheit und Frieden schmachtenden Dame bekannt, deren Herz infolge nagender Zweifel tief verwundet und zerklüftet war. Ich wies sie hin auf den Sünderheiland, worauf sie mir entgegnete: „Wenn Sie mir auf Grund der Wissenschaft beweisen können, daß Jesus Gott und Mensch in einer Person ist, so will ich an Ihn glauben.“ Anstatt mich auf ihren Wunsch einzulassen, ersuchte ich sie, mir eine Erklärung zu geben über die Verbindung von Leib und Seele des Menschen zu einer Einheit. Die Dame wurde nachdenklich. Nach einer Weile antwortete sie mir: „Ich verstehe, was Sie sagen wollen. Sie haben recht; es giebt Dinge, die sich nicht erklären lassen und doch sind sie da, und man muß daran glauben, trotzdem man dieselben nicht begreifen kann. Aber wissen Sie, Christus nur als Mensch ist für mich viel erhabener und annehmbarer,

als der gottmenschliche Jesus." — „Darum," entgegnete ich, „befriedigt Sie auch Ihr Heiland nicht; er kann es nicht, denn als bloßer Mensch ist er nicht größer als Ihr Herz mit seinen Ewigkeitsbedürfnissen. An dem meinigen dagegen, dem Christus der Bibel, habe ich volle Genüge."

Soll einem Jesus der rechte Helfer sein, und die Bitte, die man an Ihn richet, mit Erfolg gekrönt werden, so muß man erst die Vorurteile gegen Ihn ablegen, die Zweifel und den Unglauben bezüglich der geoffenbarten Wahrheit preisgeben; man muß den Heiland in der Gestalt annehmen, wie Er sich uns darbietet im Evangelium. Vertrauen — wahres, rückhaltsloses Vertrauen — zum Herrn, das sich weder durch den Spott und die Verachtung der Welt, noch durch Einwürfe des Unglaubens irre machen läßt, ist vor allen Dingen nötig zum erhörlichen Beten.

Zum andern wollen wir uns nun merken, daß die Kananäerin mit leeren Händen zu Jesu kam. Sie hatte Ihm nichts zu bieten, um Ihn zur Hilfe zu bewegen, oder besser gesagt, sie wollte Ihm nichts bieten. Sie anerkannte es: „Ich bin lediglich von Seinem Erbarmen abhängig," und es genügte ihr, dem Heiland ihre Hilfsbedürftigkeit kund zu thun. Wie verschieden ist sie von so vielen, die in ihrer Not zum Herrn kommen und die da wähnen, Ihn durch selbsterwählte Büßungen, durch Gelübde, oder durch gute Vorsätze und Entschlüsse bestimmen zu können, daß Er ihnen helfe. Es ist zum Erstaunen, wie weit verbreitet und tief eingewurzelt diese irrtümliche Ansicht nicht nur unter Katholiken, sondern auch bei evangelischen Christen

ist. Selbst solche, die diesen Irrtum erkennen, machen sich doch oft in der Praxis desselben schuldig. Selbstverständlich sollen wir Buße thun, wenn Gott uns durch Not und Trübsal auf unsere Sünden aufmerksam macht. Und gewiß sind da Vorsätze und Entschlüsse zur Besserung am Platze, vorausgesetzt, daß sie ernstlich und aufrichtig gemeint sind. Aber darauf einen Anspruch auf Gottes Hilfe zu gründen, ist thöricht. Es ist nichts anderes, als Gott etwas abmarkten wollen; aber um solchen Preis ist Ihm Seine Hilfe nicht feil, denn Er läßt sich Seine Ehre nicht schmälern.

Es ist eine schlimme Sache, wenn man, anstatt an Gottes freies Erbarmen sich zu halten, auf das eigene Verdienst sich etwas zu Gute thut und glaubt, um der eigenen Rechtschaffenheit und Tugendhaftigkeit willen sei Gott verpflichtet, einem in der Not die begehrte Hilfe zu gewähren. Sollte sich unter den werten Lesern einer finden, der solchem Glauben huldigt, so muß ich ihm, selbst auf die Gefahr hin, daß er's mir gewaltig übel nimmt, frei und offen erklären: Freund, du bist ein verblendeter, eingebildeter Pharisäer. Du brauchst dich nicht zu verwundern, wenn Gott dein Gebet und Flehen nicht erhört. Erkenne erst dich selbst! Untersuche einmal deinen Tugendmantel, in welchem du dich breit machst, im Lichte des Wortes Gottes und deines Gewissens, und du wirst finden, daß er nicht nur löchricht, sondern auch sehr befleckt ist. Es wird dir klar werden, daß du gar oft Gottes Gebote übertreten und Seinen Willen mißachtet hast. Und deine Werke, welche dir bei oberflächlicher Prüfung als gute erschienen, werden sich bei gründlicher Untersuchung

als sehr mangelhafte herausstellen. Sodann kann von einem Verdienst des Menschen Gott gegenüber überhaupt nicht die Rede sein. Selbst der Beste wird sich sagen müssen: „Ich habe höchstens meine Pflicht und Schuldigkeit gethan, und das Gute, das sich bei mir findet, ist ja nicht einmal von mir, sondern es ist ein Ausfluß der Gnade Gottes.“ Wo bleibt da die eigene Gerechtigkeit? Sie ist hin. Eben deshalb ist es eine sträfliche Anmaßung, wenn ein Mensch vor Gott sich auf seine Tugenden als auf etwas Verdienstliches beruft, und dadurch den Herrn zur Hilfe bewegen will. Die Selbstgerechtigkeit ist ein Greuel in Gottes Augen; nicht nur die grobe und offenbare, sondern auch die feine und versteckte, ja letztere um so mehr, da sie unzertrennlich mit Heuchelei verbunden ist.

Willst du, daß deine Bitten von Gott erhört werden und Er dir ein Helfer in der Not sei, dann steige herab von der stolzen Höhe deiner vermeintlichen Rechtschaffenheit und appelliere, wie das kananäische Weib, an Gottes freies Erbarmen. „Herr, erbarme Dich meiner!“ das ist der Seufzer, der, so er aus gedemütigtem und gepreßtem Herzen kommt, die Wolken zerreißt und in den Himmel dringt. Als armer Sünder, der nichts, als Sünde und Elend aufzuweisen hat und dem Herrn keine Vorschriften macht über die Art und Weise, wie Er helfen soll, bist du Gott wohlgefällig und darfst getrost auf Seine Gnade hoffen.

Schließlich ist an dem Gebete der Kananäerin bemerkenswert, daß sie Jesum bittet: „Erbarme Dich meiner!“ und nicht: „Erbarme Dich meiner Tochter!“ obwohl diese es ist, für welche sie Hilfe sucht. Dieser Umstand läßt uns einen Blick thun in das Mutterherz des heidnischen

Weibes. Es fließt dieses Herz über von inniger, glühender Liebe zu der leidenden, schrecklich geplagten Tochter. So brennend ist diese Liebe, daß die Mutter den Schmerz des Kindes als ihren eigenen fühlt, ihn zu ihrem eigenen macht und aus diesem Grunde das Erbarmen Jesu für sich selbst in Anspruch nimmt.

Es giebt kein innigeres Verhältnis zwischen Mensch und Mensch, als das zwischen Mutter und Kind, vorausgesetzt, daß dieses Verhältnis ein normales ist. Ein Weib kann Vater und Mutter verlassen und ihrem Manne anhangen, aber an ihr Kind ist sie mit den stärksten Banden gebunden. Beide sind wesentlich eins. Mit dem Kinde wird der Mutter ein Stück von ihrem Herzen gerissen. Was das Kind trifft, trifft die Mutter noch härter. Wenn daher der treue Gott Sein klagendes Zion trösten und ihm den Reichtum und die Größe Seiner unverbrüchlichen Liebe, Treue und Sorgfalt vor Augen stellen will, so vergleicht Er sich mit einer Mutter und spricht: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen; siehe in die Hände habe ich dich gezeichnet.“ (Jes. 49, 15.)

Und dennoch giebt es, man sollte es kaum glauben, Rabenmütter, die es über sich bringen, all die goldenen Fäden, welche sie mit ihren Kindern verketten, zu zerreißen und sich von ihrem eigenen Fleisch und Blut loszusagen. Das ist nicht nur das Unchristliche, das sich denken läßt, sondern auch das Unnatürlichste. Solche Mütter — und dasselbe gilt auch von derartigen Vätern — stehen unter der Stufe des Tieres. Unbegreiflich ist es auch,

wie gelinde oft Kindsmörder von Richtern bestraft werden, selbst wenn es auf der Hand liegt, daß die Missethäter ihre Verbrechen mit voller Ueberlegung und Kaltblütigkeit verübt haben. Aber es zeigt, was für Früchte die vielgepriesene Humanität zeitigt, welche im Widerspruche steht nicht nur mit dem Geiste des Christentums, sondern auch mit den im Boden der Natur wurzelnden Menschenrechten. Edle Heiden hatten einen andern, viel richtigeren Begriff von Menschlichkeit und Menschenliebe, als wie man ihn heutzutage bei vielen findet, die sich Christen nennen. Das zeigt uns das Beispiel des kananäischen Weibes.

„Ach, Herr, erbarme Dich meiner!" fleht sie, getrieben von heißer, brünstiger Mutterliebe, und beschämt damit alle die, denen die Not ihrer Kinder nicht zu Herzen geht, als wäre es ihre eigene. Vor allem sollten sich aber vor dieser Heidin diejenigen Eltern schämen, die sich zu den gläubigen Jüngern Jesu zählen, aber sich betreffs ernster, anhaltender Fürbitte für ihre Kinder der Untreue anklagen müssen. Und derer sind mehr, als man anzunehmen geneigt ist. Im allgemeinen wird für Söhne und Töchter wohl viel gebetet von gläubigen Vätern und Müttern. Viele dieser Gebete jedoch kehren leer zurück; sie dringen nicht bis an das Vaterherz Gottes, sondern sie sind wie Pfeile, die von einem schlaffen Bogen abgeschossen werden, und die deshalb zur Erde fallen, ehe sie das Ziel erreicht haben. Soll die Fürbitte für dein Kind eine Macht sein, die das Herz Gottes bewegt, lieber Vater oder liebe Mutter, so muß sie sich empor ringen aus der Tiefe deines liebenden Herzens. Zu diesem Zwecke mußt du dich hineinleben in das Denken, Fühlen und

Wollen der Deinen, mußt ihr Wohl und Wehe zu dem deinigen machen, und gleichsam als ihr Stellvertreter vor Gott erscheinen. Du mußt dich mit ihnen verbunden wissen, wie Moses sich mit seinen Volksgenossen eins wußte, als er für sie flehte: „Vergieb ihnen ihre Sünde; wo nicht, so tilge auch mich aus Deinem Buch, das Du geschrieben hast.“ (2. Mose 32, 32.) Mit Paulus mußt du sprechen können: „Ich sage die Wahrheit in Christo und lüge nicht, deß mir Zeugnis giebt mein Gewissen, daß ich große Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlaß in meinem Herzen habe; ich habe gewünscht, verbannet zu sein von Christo für meine Brüder, die meine Gefreundte sind nach dem Fleisch.“ (Röm. 9, 1—3.) So lange dies nicht der Fall ist, darfst du dich dem kananäischen Weibe nicht als ebenbürtig zur Seite stellen.

3. Das Bekenntnis.

Die unglückliche Mutter klagte dem Herrn nicht nur ihre Not, sondern offenbarte sie Ihm auch. Weit davon entfernt, dieselbe mit einem Schleier zu umhüllen, legte sie das ehrliche, offene, demütige Geständnis ab: „Meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt.“ Das war eine Heldenthat, die zu vollbringen hundert andere sich geweigert haben würden. „Aber was ist denn so Heldenmütiges dabei?“ höre ich fragen. Es galt die mächtigen Regungen des mütterlichen Zartgefühles zu überwinden und das eigene Kind, damit aber auch sich selbst, gewissermaßen bloß zu stellen. Die Tochter des Weibes gehörte zu den Unglücklichen, welche das neue Testament mit dem Ausdruck „Besessene“ bezeichnet. Das Leiden derselben wird

seinen Erscheinungen nach verschieden dargestellt; bald äußerte es sich in wilder, ungezügelter Tobsucht, bald mehr als eine Art Tiefsinn oder Schwermut. Immer jedoch war es ein seelisches und körperliches Leiden, welches nicht von natürlichen Ursachen, sondern von der Besitznahme eines oder mehrerer böser Geister herrührte. Man kann sich keine schrecklichere Krankheit denken, als die Besessenheit. Sie zeigt, welchen furchtbaren Folgen der Mensch durch die Sünde schon in diesem Leben ausgesetzt ist. Vom Schöpfer dazu bestimmt, ein Tempel Gottes zu sein, hat er sich durch die Sünde in die Gefahr begeben, eine Behausung unreiner Geister zu werden. Man darf daraus freilich nicht den Schluß ziehen, daß die Besessenen Sünder vor andern gewesen seien und alle sich ihr Leiden durch direkte Verschuldungen zugezogen haben. Auf manche unter ihnen mochte das Wort Anwendung finden, das der Heiland über jenen Blindgeborenen aussprach: „Es hat weder dieser gesündigt, noch seine Eltern, sondern daß die Werke Gottes offenbar würden an ihm.“ (Joh. 9, 3.) Doch wird es auch solche gegeben haben, die an ihrem jammervollen Zustand selbst schuld waren, indem sie denselben durch einen üppigen, liederlichen Lebenswandel herbeigeführt hatten. Wie sich's damit bei der Tochter des kananäischen Weibleins verhielt, wird nicht gesagt. Aber das wissen wir, daß zu jener Zeit die Ansicht herrschend war, daß besondern Leiden immer besondere Sünden zu Grunde liegen müssen. Der bedrückten Mutter war dies jedenfalls nicht unbekannt. Angenommen nun, daß das Leiden ihrer Tochter nicht aus eigener Verschuldung herrührte, so mußte sie doch vermuten, daß die Jünger des Heilandes das

Gegenteil glaubten. Unter solchen Umständen war es für sie nicht leicht, es offen und frei heraus zu sagen: „Meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt.“ Was mußten da die Jünger von dem Mädchen denken? Und welches Licht fiel auf die Mutter selbst? Wahrlich, die mit dem Geständnis verbundene Demütigung war keine geringe. Dieselbe auf sich zu nehmen, dazu gehörte ein Ernst, eine Entschiedenheit, eine Geradheit, welche bei jedem, der das menschliche Herz einigermaßen kennt, Erstaunen erregen werden. Das war das Heldenmütige bei der Kananäerin, daß sie den Kampf mit sich selbst nicht scheute, sondern denselben kämpfte, bis sie das schwere Wort, durch welches sie ihr Kind und sich selbst bloß stellte, aussprechen konnte. Ich weiß zwar wohl, daß man mir entgegnen kann, es könnte auch das Gegenteil der Fall gewesen sein. Es giebt ja Menschen, denen es in ähnlichen Lagen nicht den geringsten Kampf verursacht, sich selbst wegzuwerfen, wenn nur irgend Aussicht vorhanden ist, daß sie dadurch den Zweck erreichen, den sie im Auge haben. Nach allem aber, was wir bis jetzt über die unglückliche Mutter gehört haben, wird es hoffentlich niemandem einfallen, sie mit derlei Leuten auf eine Stufe zu stellen. Ich sage noch einmal: „Ihr konnte es nicht leicht sein, das Bekenntnis abzulegen.“ Daß sie es dennoch that, zeugt von einem sittlichen Ernst, der seinesgleichen sucht. Um sich so in den Staub zu beugen, wie sie es that, dazu gehört ein bußfertiges Herz, das sich selbst nicht wegwirft, wohl aber aufgiebt.

Komm so zu Jesu, lieber Leser, und du wirst erfahren, daß Er dich nicht hinausstößt. Was dich von Ihm trennt und Sein Ohr deinen Bitten verschließt, ist vielleicht

der Umstand, daß du nicht frei und offen herausrücken willst mit dem Weh, welches dein Herz belastet. Du lässest dich durch ein falsches Schamgefühl, das in verstecktem Hochmut seinen Grund hat, davon abhalten. Du fühlst, daß deine Not im engen Zusammenhange steht mit der Sünde, mußt dir vielleicht sagen, daß du sie selbst verschuldet hast. Bei dieser Erkenntnis darfst du nicht stehen bleiben; du mußt die erkannte Thatsache auch anerkennen und bekennen. So lange du das nicht thust, hältst du selbst mit beiden Händen die Fesseln fest, von denen Jesus dich erlösen will. Man trifft in unsern Tagen manche Seelen, die einmal zu der Erkenntnis gekommen sind: „Wir müssen Christum haben.“ In ihrem Elend verlangten sie nach Seiner göttlichen Hilfe. Aufgeweckt aus dem Sündenschlafe wurden sie bekümmert um ihr Heil und fingen an zu seufzen und zu flehen; aber es kam zu keinem Durchbruch bei ihnen. Woran fehlte es denn? Eben daran, daß sie selbst nicht brechen wollten mit der Sünde durch ein mannhaftes, mutiges Bekenntnis. Will man die Sünde los sein, so muß man sie vor die Thüre setzen. Das zu thun, vermag freilich kein Mensch aus sich selbst, aber der Allmächtige giebt Gnade und Kraft dazu. Daher hat auch keiner ein Recht, zu sagen: „Es ist mir nicht möglich, Buße zu thun.“ Das ist eine leere Ausrede, und wer sie im Munde führt, beweist damit aufs schlagendste, daß er nicht ehrlich und aufrichtig ist gegen sich selbst und gegen Gott. Das „Ich kann nicht“ ist bei Licht besehen immer ein: „Ich will nicht.“ Gott aber fragt nicht, ob du willst oder nicht willst; wenn du erlöst werden willst, dann mußt du. Er, der Heilige und Ge-

rechte, kann mit der Sünde keinen Kompromiß schließen, sonst wäre Er nicht mehr Gott. Darum verlangt Er, daß wir die Sünde bekennen und uns selbst richten. Thun wir das, so ist Er treu und gerecht, vergiebt uns die Sünde und reinigt uns von aller Untugend. (1. Joh. 1, 9.) Will man sie aber verschweigen, so wird man erfahren, was David erfuhr: „Da ich es wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine durch mein täglich Heulen; denn Seine Hand war Tag und Nacht schwer auf mir, daß mein Saft vertrocknete, wie es im Sommer dürre wird.“ (Ps. 32, 3. 4.)

III. Des Heilands Schweigen.

Und Er antwortete ihr kein Wort. Matth. 15, 23.

1. Ein Rätsel.

„Antwortest Du nichts zu dem, das diese wider Dich zeugen?“ also fragte der Hohepriester Jesum, als die gedungenen Lügenknechte falsches Zeugnis wider Ihn ablegten. Aber Jesus schwieg stille. (Matth. 26, 62. 63.) Und als Pilatus, nachdem er bereits den Juden eröffnet hatte, daß er keine Schuld an Jesu finde, Ihn aufs neue verhörte und fragte: „Von wannen bist Du?“ gab ihm Christus keine Antwort. (Joh. 19, 9.) In beiden Fällen finden wir das Schweigen des Heilandes erklärlich. Wo solch freches Spiel getrieben wird, wie es der Hohepriester und die Aeltesten der Juden mit Christo trieben, oder wo ein charakterloser Richter wider sein Gewissen einen Unschuldigen mit müßigen Fragen hinhält, statt ihn frei zu geben: da ist Schweigen am Platze, da ist keine Antwort die beste Verteidigung. Der Herr konnte Seine Unschuld nicht schlagender darthun, Seine Würde auf keine bessere Weise wahren, als durch Schweigen.

Warum aber antwortete der Heiland dem kananäischen Weibe kein Wort? Nicht wahr, lieber Leser, dieses Schweigen ist doch sehr auffällig und höchst rätselhaft? Wäre

das Weib eine Unbußfertige, eine Ungläubige, eine Heuchlerin gewesen, so ließe sich das Benehmen des Herrn leicht begreifen. Aber die Hilfesuchende war ja gerade, wie Christus sie haben wollte: mühselig und beladen, elend, arm, gebeugt, zerknirscht und zerschlagen und doch voller Zuversicht und Vertrauen zu Ihm. So hat Er denn wohl ihr Rufen überhört. Vielleicht war Er in Gedanken versunken; die Bosheit und Arglist der Schriftgelehrten und Pharisäer, denen Er aus dem Wege gehen mußte, bewegten Sein Gemüt dermaßen, daß Er nichts vernahm von dem Flehen des Weibes. Wahrlich, wer so von Ihm denkt, hat Ihn noch nicht erkannt. Niemals entging es dem mitleidigen und barmherzigen Sünderheiland, wenn ein Hilfsbedürftiger Zuflucht zu Ihm nahm. Wie sollte Er, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen das Verlorene, auch nur einen Einzigen von denen, die Ihm der Vater zuführte, haben außer acht lassen können. Ueberdies machten Ihn ja die Jünger auf das Weib aufmerksam. Dennoch verharrt Er demselben gegenüber in Seinem Schweigen. Immer rätselhafter erscheint uns Sein Benehmen gegen die Unglückliche. Wäre Er ein unvollkommener, sündiger Mensch gewesen, wie wir, so könnten wir sagen, Er sei eben in dem Augenblicke nicht aufgelegt gewesen, zu helfen, Er habe sich von Seiner Laune oder von Seinen Gefühlen bestimmen lassen. Aber Christus war keiner von denen, die da meinen, nur Gutes thun zu müssen, wenn sie eine Freudigkeit dazu haben. Oder besser gesagt: Er war nicht wie ein Sklave der Launenhaftigkeit, der sich heute durch dies, und morgen durch jenes bestimmen läßt. Was auch immer Seine Seele bewegte,

sei es Freude oder Leid gewesen: stets blieb Er sich selbst und Seinem Heilandsberufe getreu. Ein Gesetz war Ihm für all Sein Thun und Lassen maßgebend, das Gesetz der Liebe; nach diesem handelte Er allezeit. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so würde Er gewiß der Ihm nachschreienden Kananäerin Stillschweigen geboten haben; statt dessen schwieg Er still und ließ sie schreien.

Damit sind wir nun wieder bei dem vorigen Punkte angekommen, und die Frage drängt sich uns aufs neue auf: „Aber warum antwortete denn der Herr der bedrängten Mutter auf ihr anhaltendes Flehen auch nicht ein Wort?" Er war doch sonst so zuvorkommend gegen die Unglücklichen und half oft, wo Er nicht einmal darum gebeten wurde. Warum war Er denn gegen das kananäische Weiblein so zurückhaltend, so kalt und abstoßend? Ja, warum? so hat schon manches Kind Gottes gefragt, wenn der Herr das Gebet und Flehen der Seinen mit Schweigen beantwortete und scheinbar gleichgültig war bei all ihrem Jammer und Elend. Die herrlichen Verheißungen Seines Wortes, in welchen Er den Seinen verspricht, daß Er sie nie verlassen noch versäumen werde, sondern daß Er ihnen stets helfen und jedes ihrer Gebete erhören wolle, lassen an Deutlichkeit und Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig. Und solcher Verheißungen hat uns Gott nicht etwa nur zwei oder drei gegeben, sondern ihre Zahl ist so groß, daß, würde man sie alle zusammenstellen, ein umfangreiches Büchlein daraus entstünde. Die meisten derselben sind uns in einer Form gegeben, durch welche uns Gott direkt auffordert und ermuntert, das, was Er uns verheißt, zuversichtlich zu verlangen und zu erwarten. Und

doch, wie oft hat es im Leben den Anschein, als ob der Herr gerade das Gegenteil von alle dem wäre, als was Er sich durch Seine Zusagen und Versprechen bezeugt. Unter all den Gotteskindern, welche dieses Büchlein lesen, wird sich wohl kaum eines finden, das nicht schon ähnliche Erfahrungen gemacht hätte, wie das kananäische Weib. Oder weißt du dich nicht solcher Stunden und Tage, vielleicht gar Wochen und Monden zu erinnern, während welchen es dir vorgekommen ist, als wäre der Himmel verschlossen, als würde dein brünstiges Flehen und Bitten wie an einer ehernen Mauer abprallen? Der Herr schwieg; Er machte weder deiner Not ein Ende, noch zeigte Er dir den Ausgang derselben. Kein Hoffnungssternlein leuchtete dir in der Nacht deiner Trübsal; vielmehr wurde dein Weg dunkler, deine Lage drückender, das Wasser ging dir bis an die Seele. Zur Armut gesellte sich die Krankheit, zu einer Anfechtung die andere. Um Trost war deiner Seele bange, denn der Feind warf dir seine Zweifelsbrände ins Herz. Mit dem Psalmisten schrieest du: „Herr, wie lange willst Du meiner so gar vergessen! Wie lange verbirgst Du Dein Antlitz vor mir! Wie lange soll ich sorgen in meiner Seele, und mich ängsten in meinem Herzen täglich! (Ps. 13, 2. 3.) Aber noch schwieg der Herr und gab dir kein Zeichen Seiner Liebe und Barmherzigkeit. Du rafftest dich aufs neue auf, beugtest dich in den Staub vor Ihm und appelliertest lauter und dringender, denn zuvor, an Sein Erbarmen. Allein, was half's? Er that, als hörte Er dich nicht, und du mußtest erfahren, daß Er der „Wunderbar“ ist, und was das heißt, Er wolle im Dunkeln wohnen. (1. Kön. 8, 12.) Du sahest dich

aufs nackte Glauben angewiesen, und es blieb dir nichts anderes übrig, als deine Seele in Geduld zu fassen. Und wenn du es thatest, so wirst du auch erfahren haben, daß solches Schweigen des Herrn zur rechten Zeit ein Ende nimmt. Vielleicht weißt du heute noch nicht den besondern Grund, weshalb dich der treue Gott damals so lange auf Antwort warten ließ; doch es genügt dir die Erfahrung, daß Er alles wohl gemacht hat und daß Er *Gedanken* des Friedens mit dir hatte. Vielleicht aber ist dir die Ursache Seines langes Schweigens längst kein Geheimnis mehr, denn solche Rätsel finden meist früher, als man es erwartet, ihre Lösung. Das ist auch in unserer Geschichte der Fall; der Verlauf derselben wird uns Aufschluß geben über den Grund und die Ursache, welche den Heiland bewogen, der Kananäerin auf ihr anhaltendes Flehen kein Wort zu antworten. Ehe wir jedoch weiter gehen, wollen wir uns noch einen Punkt merken betreffs des Schweigens Jesu, nämlich den, daß

2. Keine Antwort auch eine

ist. Wenn der Herr unsere Bitten mit Schweigen beantwortet, so will Er uns damit etwas und zwar gewöhnlich recht viel sagen. Und wer mit den Wegen und der Erziehungsweise Gottes ein wenig vertraut ist, der wird in einem solchen Falle gar bald merken, daß es der Herr mit ihm auf etwas Besonderes abgesehen hat. Er wird sich zunächst sagen, daß der Geber alles Guten nicht blindlings hilft, wie etwa ein guter Mann, der niemandem etwas abschlagen kann, sondern daß der barmherzige und gütige zugleich auch der allweise Gott ist, der alles zu Seiner

Zeit, d. h. zur rechten Zeit thut. So oft der Herr auf das Flehen und Rufen Seiner Kinder nicht antwortet, so sagt Er ihnen damit jedesmal: „Meine Zeit ist noch nicht da.“ Und da wir wissen, daß Er nicht ein Gott der Willkür ist, der ohne irgend welche Ursache mit Seiner Hilfe zögert, so soll uns das ein Wink sein, zunächst bei uns selbst Umschau und Einschau zu halten, um zu erfahren, ob Ihm vielleicht von unserer Seite ein Hindernis im Wege steht, welches Ihn hindert, uns zu helfen.

Du kennst die Geschichte Jakobs. Nach zwanzigjährigem Aufenthalt in der Fremde zieht dieser Patriarch reich gesegnet und beglückt von seinem Gott in die Heimat zurück. An der Grenze des Landes angekommen, sendet er seinem Bruder, gegen welchen er sich versündigt hatte, Boten entgegen, um ihn versöhnlich zu stimmen. Aber sie kehren zurück mit der Meldung: „Esau zieht dir entgegen mit 400 Mann.“ Eine unheimliche Furcht beschleicht den Jakob; er trifft Vorsichtsmaßregeln und nimmt seine Zuflucht zu dem, der ihn die Jahre her so reichlich mit Güte überschüttet hatte. Er hält seinem Gott vor, daß er auf Sein Geheiß zurückgekehrt sei; er anerkennt es demütig: „Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die Du an Deinem Knechte gethan hast,“ und bittet Ihn dann um Errettung aus der Hand des rachsüchtigen Bruders, sich stützend und berufend auf die ihm gegebenen Verheißungen. Er will aber auch das an Esau begangene Unrecht wieder gut machen und sendet ihm zum Zwecke der Versöhnung wahrhaft fürstliche Geschenke entgegen. Trotz alledem fühlt er sein Herz nicht frei von einer eigentümlichen Beklemmung. Wenn er sonst seine

Anliegen vor seinen Gott gebracht hatte, war ihm jedesmal die freudige Gewißheit zu teil geworden, daß er erhört sei. Sonderbar, diesmal ist seine Seele unruhig bewegt von dem Gefühl, daß der Herr sein Gebet nicht erhört habe. Warum das? Er geht doch nicht auf selbsterwähltem Wege, und er hat ebenso demütig und vertrauensvoll, ja noch zuversichtlicher gebetet, als sonst. Jakob kann sich das Schweigen Gottes nicht erklären. Die Bedrängnis wird immer drückender, sie raubt ihm den Schlaf. Er kann nicht mehr anders, in der Nacht steht er auf, weckt die Seinen und führt sie über die Furt Jabok. Dann bleibt er allein und schickt sich an, abermals mit seinem Gott zu reden. Aber was ist das? Es tritt ihm ein Widerpart entgegen, und ein heißer Kampf entspinnt sich. Stunde um Stunde verrinnt, aber das Ringen will kein Ende nehmen. Jakob ahnt, mit wem er es zu thun hat; er fühlt: „Wenn ich den Sieg nicht erlange, so ist meine Sache verloren.“ Darum strengt er all seine Kräfte an. Aber was hilft's? Sein Gegner rührt ihm das Gelenk seiner Hüfte an, und nun ist seine Kraft gebrochen. „Laß mich gehen!“ fordert der Sieger, „denn die Morgenröte bricht an.“ So will denn Gott Seinem Knechte nicht helfen? So hat Er ihn also erhoben, um ihn desto tiefer zu stürzen? Nein, solch einem Gedanken vermag Jakob keinen Raum zu geben. Aus seinem tiefsten Innern drängt sich das Wort hervor: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!“ Aber noch willfährt ihm der Herr nicht; Er stellt sich ihm fremd gegenüber. Als ob Er ihn nicht kenne, legt Er ihm die Frage vor: „Wie

heißest du?“ Wie merkwürdig! Ist's Scherz? Ist's Ironie? Nein, die Frage lichtet das Dunkel, sie erklärt, weshalb Gott Jakobs Gebet mit Schweigen beantworten mußte. Zwanzig Jahre lang hatte Jakob in Mesopotamien gelebt, aber nie war es ihm in den Sinn gekommen, seine Sünde gegen Esau auch als eine Sünde gegen Gott anzusehen und zu bekennen. Jetzt fällt's ihm wie Schuppen von den Augen; seine Sünde steht als Scheidewand zwischen ihm und seinem Gott. Will er gesegnet sein, so muß er selbst die Wand niederbrechen, indem er Gott die Ehre giebt durch ein aufrichtiges Sündenbekenntnis. Er thut es, indem er seinen Namen ausspricht. Nun erhält Jakob, d. h. der Fersenhalter, der Ueberlister, eine neue Benennung: Israel, d. i. Gotteskämpfer. Sein Gebet ist erhört, der Segen des Herrn ihm wieder zugewandt, und er kann getrost seinem Bruder entgegen ziehen.

Es wird nicht nötig sein, lieber Leser, dir zu erklären, weshalb ich diese Geschichte Jakobs so weitläufig erzählt habe. Vielleicht sind dir während des Lesens die Augen aufgegangen, und du wunderst dich jetzt nicht mehr darüber, daß der Herr diese oder jene deiner Bitten bis jetzt unberücksichtigt ließ.

Doch, ferne sei es von mir, sagen zu wollen, daß die Ursache des Schweigens Gottes zu den Gebeten wahrhaft bußfertiger, gläubiger Seelen immer in einem unentdeckten Banne zu suchen sei. So kann ich es auch nicht begreifen, wie sonst liebe, fromme, aufrichtige Leute kranken, heimgesuchten Gotteskindern, welchen der große Arzt auf ihre Bitten um Heilung keine Antwort zu teil werden läßt,

einfach vorwerfen: „Ihr habt entweder keinen rechten Glauben, oder ihr beherberget noch irgend eine Sünde, von der ihr nicht lassen wollt.“ In vielen Fällen mag dies ja zutreffen, aber das berechtigt doch niemanden, eine solche Sprache zu führen, durch welche man sich unbefugter Weise zum Richter über seinen Nächsten aufwirft. Die Behauptung, welche hie und da aufgestellt wird, daß es gar nicht Gottes Wille sein könne, daß eines Seiner durch Christum erlösten Kinder krank sei, weil ja der Heiland die Folgen der Sünde aufgehoben und unsere Krankheit getragen habe, beruht auf einer irrtümlichen Auffassung des Heilswerkes Christi und ist — ich sage nicht immer, aber oft — ein Ausfluß hochmütiger Schwärmerei. Es wundert mich in der That, daß noch keiner von diesen „Starkgläubigen“ dahin gekommen ist, die Schlußfolgerung zu ziehen: „Weil Christus die Folgen der Sünde aufgehoben hat, braucht kein wahrhaft gläubiger Christ zu sterben.“ Oder ist etwa der Tod keine Folge der Sünde? Man sieht, zu welcher Ungereimtheit obige Behauptung folgerechter Weise führt. Es ist eine schöne Sache um die christliche Nüchternheit. Wer von derselben abweicht, läuft Gefahr, zu straucheln und zu fallen. Ich hoffe nicht, daß mich jemand um des Gesagten willen zu den grundsätzlichen Gegnern der Krankenheilung durchs Gebet zählen wird. Es kommt mir nicht in den Sinn, solche Heilungen zu leugnen oder zu sagen, daß sie auch ohne Gebet zustande gekommen wären. Was ich hier bezwecken möchte, ist einzig das, dem oben angeführten Vorwurf, nach welchem das Schweigen des Herrn, das Er zuweilen Betenden gegenüber beobachtet,

immer auf einen Mangel an Glauben oder auf eine noch nicht bekannte, anklebende Sünde hinweisen soll, die Spitze abzubrechen. Wer bei einer solchen Behauptung verharrt, verkennt ganz und gar den bewahrenden und erziehlichen Charakter der Leiden, welche Gott oft über die geliebtesten Seiner Kinder verhängt und steht im offenbaren Widerspruch mit der heiligen Schrift. Noch mehr, er verursacht oft kindlich frommen, einfältigen Gläubigen unnötige Gewissensskruppel oder verletzt sie durch sein absprechendes, ungerechtfertigtes Urteil.

Gewiß war weder ein Bann, noch Klein- oder Unglaube der Grund, weshalb der Herr das Flehen des Apostels Paulus um Hinwegnahme des Pfahles im Fleisch nicht — wenigstens nicht in der Weise, wie Paulus es erwartet hatte — erhörte, sondern dem treuen Knechte Gottes sagte: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig." (1. Kor. 12, 7—9.) Der Apostel hat diesen Wink verstanden und beherzigt und fügte sich mit christlicher Ergebenheit und Geduld in sein Leiden. Er war dankbar für die Bestimmung Gottes, nach welcher die Faustschläge Satans ihm zum besten dienten, nämlich zur Bewahrung vor sündlicher Ueberhebung, wozu ihm die hohe Offenbarung, deren er gewürdigt worden war, leicht Veranlassung hätte werden können. Im Gegensatz zu ihm scheinen manche Leute sich die Befreiung von diesem oder jenem Uebel von Gott erzwingen zu wollen, damit sie sich hernach der ihnen zu Teil gewordenen hohen Offenbarung, resp. ihres Berge versetzenden Glaubens rühmen können. Antwortet ihnen

dann der Herr trotz ihres wunderlichen Glaubens kein Wort, so werden sie nicht selten höchst ungeduldig, mürrisch und verzagt.

Nun mag man mir entgegnen: „Halt, Freund, du hast da von einem Fall geredet, der nicht hieher gehört. Der Apostel Paulus hatte wenigstens eine Antwort erhalten, so daß er genau wußte, woran er war. Anders gestaltet sich die Sache, wenn der Herr zu unserm Bitten und Flehen schweigt und einen im Unklaren läßt bezüglich Seines Willens. Da ist's denn doch wohl zu entschuldigen, wenn man ein wenig ungeduldig wird." Ich antworte: Abgesehen davon, daß uns die heilige Schrift Anweisungen und Exempel genug giebt, daraus man entnehmen kann, wie man sich in einem solchen Falle zu verhalten hat, halte ich dafür, es sollte für ein nüchternes Kind Gottes selbstverständlich sein, daß wenn der Herr zu seinen Bitten schweigt, dies so viel heißt, als: „Laß dir vorderhand an meiner Gnade genügen, harre und warte geduldig, bis es mir gefällt, dir Antwort zu geben; vertraue blindlings meiner Führung, so wirst du dann schon erfahren, warum ich geschwiegen habe." Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß man unter solchen Umständen nicht fortfahren dürfe mit Bitten und Flehen. Im Gegenteil, man soll es thun, bis man zur vollen Klarheit gekommen ist, welches im gegebenen Falle der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Wille Gottes sei. Gar oft trifft hinsichtlich des Schweigens Gottes das Wort zu: „Nichts gesagt ist ja gesagt" und „Hilfe, die Er aufgeschoben, hat Er d'rum nicht aufgehoben." Der Teufel

freilich behauptet das Gegenteil. Er ist, wenn du dich in solcher Lage befindest, sehr geschäftig, dich vom Glauben abzubringen und dir Mißtrauen gegen den unwandelbar treuen Gott einzuflößen. Gerade durch diesen Umstand sollst du dich aber anspornen lassen, unentwegt Hilfe zu suchen bei dem Herrn; denn die listigen Angriffe des Widersachers, mit denen er dich in solchen Stunden, da deine Bitten scheinbar unberücksichtigt bleiben, bestürmt, sind einer der besten Beweise dafür, daß du bei Gott keineswegs vergessen bist.

IV. Der Jünger Drängen.

Da traten zu Ihm Seine Jünger, baten Ihn und sprachen: Laß sie doch von Dir, denn sie schreiet *uns* nach. Matth. 15, 23.

1. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Siehe da, wie barmherzig waren die Jünger des Heilandes! Als dieser sich dem kananäischen Weiblein gegenüber stellte, als wären Seine Ohren taub, traten sie zu Ihm und baten Ihn: „Laß sie doch von Dir!" Das heißt doch so viel, als: „Hilf ihr!" Oder sollte etwa der Sinn der Bitte ein anderer gewesen sein? Nein! Die Antwort des Herrn an die Jünger bezeugt, daß Er ihre Bitte als eine Aufforderung zur Hilfe auffaßte. Und Er, der Herzenskündiger, wird sich nicht verhört haben. Sehen wir nun einstweilen ab von dem Nachsatz, welchen die Jünger ihrer Bitte hinzufügten, so dürfen wir sagen: „Es war ein schöner Zug von ihnen, daß sie Fürsprache einlegten für das bedrängte Weib." Sie hatten in der Nachfolge Jesu etwas gelernt und zwar etwas Rechtes, nämlich das, daß man barmherzig sein solle, daß Barmherzigkeit besser sei, denn Opfer. Mit der Ausübung der Barmherzigkeit war es unter den Juden zur Zeit des Heilandes nicht am besten bestellt. Dafür spricht deutlich das Gleich-

nis vom barmherzigen Samariter. (Luk. 10.) Fehlte es ihnen schon den eigenen Volksgenossen gegenüber an Mitleid, so erst recht den Samaritern und Heiden gegenüber. Bei den Jüngern Jesu war es anders. Das Wort und Beispiel des Meisters hatte einen umwandelnden Einfluß auf sie ausgeübt. Der Jammer und das Elend der Syrophönizierin ging ihnen zu Herzen, und da sie ihr selbst nicht helfen konnten, nahmen sie die Hilfe des Herrn für sie in Anspruch.

Eine der Hauptforderungen, welche Christus an diejenigen, die Ihm dienen wollen, stellt, ist die: „Ihr sollt barmherzig sein, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist.“ Ja, Er macht die Barmherzigkeit geradezu zur Bedingung unserer Seligkeit, wie wir aus dem Gleichnis vom hartherzigen Knechte ersehen können. (Matth. 18.) Und einer Seiner Apostel sagt: „Ein unbarmherziges Gericht wird über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat. (Jak. 2, 13.) Die Barmherzigkeit ist also eines der Merkmale, daran man die echten und rechten Jünger des Heilandes erkennt. Ohne sie — kein Christentum! Darum siehe wohl zu, lieber Leser, ob sie bei dir zu Hause ist. Du magst dich noch so sehr deines Glaubens und deiner christlichen Erkenntnis rühmen und die Sprache Kanaans so geläufig reden wie ein Engel vom Himmel — fehlt es dir an der Barmherzigkeit: so ist dir das alles nichts nütze, und du bist weiter nichts als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Solcher klingenden Schellen giebt es leider unter denen, die sich zu den Kindern Gottes zählen, gar manche. Ihr Bekenntnis tönt so hell und rein, wie der Klang

eines silbernen Glöckleins, und von Gott und göttlichen Dingen, von der Gnade, die in Christo Jesu erschienen, von dem Heilswege, ja sogar von Erfahrungen, die sie in der Nachfolge Christi gemacht haben, wissen sie in einer Weise zu reden, daß es einem ordentlich warm ums Herz wird und man sich unwillkürlich sagt: „So weit bist du noch nicht, wie die.“ Wird man dann aber etwas näher bekannt mit den Leuten, so findet man gar bald heraus, daß man es mit recht „selbstsüchtigen Heiligen“ zu thun hat, denen nichts fehlt, als das warme, von inniger Nächstenliebe durchdrungene Herz. Mit diesem einen fehlt ihnen aber gerade die Hauptsache, denn wer den Nächsten nicht liebt, wie sich selbst, der liebt auch Gott nicht, wie er es sollte. Die weitern Schlußfolgerungen, die sich daraus ergeben, mag ein jeder selbst ziehen. Ich will nur auf eines aufmerksam machen. Solche liebeleeren Bekenntnischristen sind dem Herrn ein Greuel, denn sie stehen überall dem Fortgang des Reiches Gottes im Wege und tragen Schuld, daß Unzählige dem Christentum den Rücken kehren. Wer mit dem Volke in Berührung kommt, kann sich Tag für Tag davon überzeugen.

Unter den Kirchlichgesinnten — und ich denke dabei nicht nur an die Staatskirchlichen, sondern auch an die Freikirchlichen — ertönt in unsern Tagen lauter als je die Klage, es sei so schwer, die der Religion entfremdeten Volksmassen zu erreichen und sie für Christum zu gewinnen. Daß dem so ist, ist leider nur zu wahr. Aber warum ist es so? Auf dieses „Warum?“ giebt's mancherlei Antworten, und sie mögen alle mehr oder minder Berechtigung haben. Eines ist gewiß: Es wäre leichter,

den entchristlichten Massen beizukommen, wenn es unter der Schar rechtgläubiger Bekenner Christi mehr recht gläubige, d. h. in der Liebe thätige Nachfolger des Heilandes gäbe. Ja, noch mehr! Ich wage es, zu behaupten, daß mancher gar nie dazu gekommen wäre, sich ins Lager der Ungläubigen oder Halbgläubigen zu verirren, wenn er weniger von Christo hätte hören müssen, dagegen mehr von Ihm gesehen hätte. Wie das gemeint ist, will ich an einem Exempel darthun.

Es ist noch nicht lange her, seit ich von einer christlichen (?) Dame einen sechsseitigen Brief erhielt. Der Inhalt desselben bestand aus bittern Klagen über das Dienstmädchen der Schreiberin. Am Schlusse der Zeilen war die Bitte beigefügt, der Herr Pfarrer möchte doch so gut sein und an dem und dem Tage, zu der und der Stunde der Dame einen Besuch abstatten und bei der Gelegenheit dem unverbesserlichen Mädchen ernste Vorstellungen machen. Ich will offen gestehen, daß ich der Bittstellerin am liebsten eine abschlägige Antwort zugesandt hätte. Allein, das ging nicht an. Ich machte mich also zur bestimmten Zeit auf den Weg, nachdem ich zuvor mit meinem Gott geredet hatte. Die Dame empfing mich aufs freundlichste und schüttete dann nochmals ihr volles Herz aus. Als sie mit ihrer langen Rede zu Ende war, rief sie das Mädchen herbei und entfernte sich. Die angeklagte Sünderin erschien vor ihrem vermeintlichen Richter und bot mir einen kalten, aber höflichen Gruß. Von ihrer Dame war ich genügend unterrichtet über ihre Herkunft, Verhältnisse rc. Ich fragte sie nun zuerst nach dem Befinden ihrer alten Mutter. Da rollten zwei dicke

Thränen über die Wangen des Mädchens und unter Schluchzen eröffnete es mir, das liebe Mütterchen sei laut der letzten Nachricht bedenklich erkrankt und werde wohl bald sterben. „Ach," seufzte die Betrübte weiter, „wie wird mir's dann erst ergehen in dieser fremden, kalten Welt, wenn meine Mutter tot ist." Ich suchte sie zu trösten und machte dann die Bemerkung, sie sei ja in einem christlichen Hause und gut aufgehoben, auch werde der himmlische Vater schon für sie sorgen. Da versiegten ihre Thränen, und ein trotziger Zug legte sich um ihre Lippen. Als sie nichts erwiderte, bat ich sie, Vertrauen zu mir zu fassen und sich auszusprechen. Prüfend schaute mich das Mädchen an und fragte zögernd: „Ja, werden Sie mir auch Glauben schenken?" — „Warum sollte ich das nicht?" war meine Antwort. Nun hob die Angeklagte an, das Benehmen ihrer Dame zu schildern. Von dem, was ich bei der Gelegenheit zu hören bekam, will ich einiges hieher setzen, obwohl es nicht zur Erbauung des Lesers gereichen wird. „Sehen Sie," so sprach das Mädchen ungefähr, „wenn's auf das Bekenntnis ankommt, so ist meine Dame eine wahre Heilige. Aber ihr Benehmen gegen mich zeugt dafür, daß sie nicht ist, wofür sie sich ausgiebt. Wenn sie des Morgens Hausandacht mit mir gehalten hat, so läßt sie darauf eine Predigt folgen, wie man sie etwa einem unverbesserlichen Faulenzer, Lügner, Dieb und dergleichen Leuten hält. Den Tag über räsonniert sie fast beständig; wegen jedem kleinen Versehen macht sie mir die bittersten Vorwürfe. Kommt sie von einem Ausgange zurück und es ist ihr in einem christlichen Kränzchen etwa widersprochen worden, so läßt sie

ihren Aerger an mir aus. Am Abend bei der Andacht ersucht sie dann großmütig den lieben Gott, er möge mir meine vielen Sünden vergeben. An die ihrigen denkt sie nicht, sie ist ja bekehrt, ich eben noch nicht, trotzdem sie mich bei jeder Gelegenheit ermahnt, ich solle Buße thun, sonst gehe ich verloren. Ehrlich gestanden, ich will mich auch nicht bekehren, denn wenn solche Leute, wie meine Dame, in den Himmel kommen, so will ich nicht hinein, sondern lieber mit meinesgleichen in die Hölle fahren. Daß ich trotzig geworden bin, weiß ich, aber meine Dame trägt viel Schuld daran. Doch das will sie nicht gestehen, und auch Sie, Herr Pfarrer, werden es wohl kaum glauben. Ich bin eben nur ein armes Dienstmädchen, und dem gegenüber müssen Sie ja meiner Dame recht geben."

Frage nicht, lieber Leser, wie mir bei dieser Rede ums Herz geworden sei; ich könnte dir's doch nicht beschreiben. Es bedurfte einiger Zeit, bis ich die rechten Worte fand, das Mädchen zu besänftigen und in mildernster Weise zu ermahnen. Als es mir die Hand zum Abschied reichte, hingen ihm wieder zwei heiße Tropfen an den Wimpern, und unter herzlichen Dankesworten versprach es mir, es wolle mit der Hilfe Gottes anders werden. Die Dame hat mich hernach weniger freundlich entlassen, als sie mich empfangen hatte. Ich habe ihr nämlich den wohlgemeinten Rat gegeben, sie solle sich ein reichliches Quantum von dem Oel und Wein anschaffen, davon der barmherzige Samariter dem unter die Mörder Gefallenen in seine Wunden gegossen hat.

Diesem einen Beispiel könnte ich noch manche ähnliche

folgen lassen. Doch wozu? Es ist besser, wenn wir bei uns selbst Einkehr halten, und ein jeder sich allen Ernstes die Frage vorlegt: „Wie steht's punkto der Barmherzigkeit bei mir?" Vielleicht geht's dabei dem einen oder dem andern ähnlich, wie's jenem Schriftgelehrten erging, welchem Christus das Gebot der Nächstenliebe vorhielt, und der darauf die naive Frage stellte: „Wer ist denn mein Nächster?" In diesem Falle wird die Frage *lauten*: „Was ist denn eigentlich die Barmherzigkeit?" Obwohl nun die Antwort darauf im Vorhergehenden schon deutlich genug enthalten ist, will ich doch um solcher willen, die in diesem Stück etwas schwer von Begriff sind, hier noch einiges hinzufügen.

Kürzlich gab ich den Kindern im Katechismusunterricht auf die Frage: „Was heißt: Gott ist barmherzig?" zur Antwort: „Gott wird barmherzig genannt, weil Er seine elend gewordenen Geschöpfe zu retten begehrt." Und dieses Begehren ging so weit, daß Er Seinen eingeborenen Sohn dahin gab, und dieser Sein Leben für uns am Stamme des Kreuzes opferte. Daran lerne, was „barmherzig sein" in sich schließt. Es ist nichts anderes, als thätig sein in der Liebe. Dazu gehört ein Herz und zwar ein von den Strahlen der Gnadensonne Jesu Christi erwärmtes und durchglühtes Herz; denn aus sich selbst vermag kein Mensch barmherzig zu sein im wahren Sinne des Wortes. Wohl ist einem jeden Menschen mehr oder weniger Mitleidsgefühl angeboren, und manche lassen sich durch dieses Gefühl zum Helfen bewegen. Wir wollen das nicht unterschätzen, sondern Gott dafür danken. Allein rechte, d. h. echt christliche Barmherzigkeit ist dies noch

nicht. Wahrhaft barmherzig kann, wie gesagt, nur der sein, welchem selbst Barmherzigkeit von dem Allbarmherzigen widerfahren ist und der sich dessen rühmen und freuen kann; denn nur wer erfahren hat, wie sich der himmlische Vater erbarmt, kann auch barmherzig sein, wie Gott es ist. Und weil er es kann, muß er es auch sein, wenn er die Gnade nicht verscherzen will. Er soll Christum in seinem Herzen eine Gestalt gewinnen lassen und gesinnet sein, wie Jesus es war. Wo diese Gesinnung herrschend ist, wird dann auch die Barmherzigkeit eine lautere, reine sein.

Kehren wir nun wieder zu unserer Geschichte zurück, so werden wir finden, daß die Jünger des Heilandes von der Gesinnung ihres Meisters noch nicht völlig durchdrungen waren. Mit dem Nachsatze: „Denn sie schreiet uns nach," den sie ihrer Fürbitte für das kananäische Weib beifügten, verrieten sie selbst, daß sie neben dem Erbarmen

2. Ein unlauterer Beweggrund

zu derselben veranlaßte. Gewiß trieb sie das Mitleid, Fürsprache für die Unglückliche einzulegen; doch dies war nicht der einzige Antrieb. Das Schreien und die Gegenwart des Weibes war ihnen unbequem und lästig, und dieser Umstand drängte sie mindestens ebenso sehr, wie das Mitleidsgefühl, zu ihrer Bitte. Es ist gesagt worden, die Jünger hätten wahrscheinlich befürchtet, durch das Schreien der Kananäerin könnte ein Volksauflauf hervorgerufen werden und dadurch dann den Feinden Christi der Aufenthaltsort ihres Meisters kund werden. Andere

nehmen an, es sei den Jüngern bange gewesen, es möchte, wenn Jesus der unglücklichen Mutter nicht helfe, dadurch Sein guter Ruf beim Volke Not leiden und Sein Einfluß beeinträchtigt werden. Ich kann weder der einen, noch der andern Erklärung Beifall zollen, sondern glaube vielmehr, daß es den Jüngern um sich selbst zu thun war. Die Aussicht, mit ihrem geliebten Meister eine stille, ruhige Erholungsstunde verleben zu können, hatte etwas Verlockendes für sie. Das Weib kam ihnen deshalb zu einer sehr ungelegenen Zeit. „Wenn Jesus dem Schreien desselben nicht bald Einhalt thut durch Seine Hilfe,“ so mögen sie gedacht haben, „so ist's um den ersehnten Genuß geschehen.“ Darum die Bitte: „Laß sie doch von dir, denn sie schreiet uns nach!“ Zu dieser Erklärung wird nun freilich mancher Leser den Kopf schütteln und den Einwurf erheben, es sei doch eine gewagte Sache, den auserwählten Jüngern des Heilandes eine solch' unlautere, selbstsüchtige Gesinnung zuzutrauen. Ja, es wäre gewagt, wenn wir nicht wüßten, daß die Zwölfe zu verschiedenen Malen eine solche Gesinnung an den Tag legten. Man denke z. B. nur daran, daß einst in ihrem Kreise die Frage: „Wer ist der Größeste unter uns?“ einen Streit hervorrief. Diejenigen, welche uns über solche Vorfälle Nachricht gaben, waren nicht etwa schadenfrohe, von Eifersüchtelei beseelte Gegner der Jünger; nein, Matthäus und Johannes waren selbst Apostel des Herrn. Diese ehrlichen, redlichen Männer suchten ihre Fehler, Mängel und Gebrechen nicht zu verdecken oder zu beschönigen, sondern gingen mit sich selbst ins Gericht, indem sie frei und offen bekannten: „So und so war es mit uns bestellt, wir

haben dem Herrn oft Mühe gemacht mit unserer Unart" u. s. w. Dadurch haben sie uns zum Dank verpflichtet, denn was uns in dieser Beziehung gesagt ist, das soll und kann uns, wenn wir es nur recht verstehen wollen, nütze sein „zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit".

Hoffentlich wird keiner der Leser aus dem Umstande, daß die Jünger sich nicht aus reiner Absicht des kananäischen Weibleins erbarmten, in der Weise Kapital schlagen wollen, daß er ihre Handlungsweise als Entschuldigung für die seinige benützt. Anstatt eine solche Thorheit zu begehen, wollen wir uns lieber die Frage vorlegen, ob wir nicht in hundert und aber hundert Fällen gerade so oder noch schlimmer gehandelt haben, als die Jünger in unserer Geschichte. Ich meinesteils brauche mich nicht lange nach einem ihrer Geistesverwandten umzusehen, denn ich bin mir diesmal selbst der Nächste.

Es ist noch nicht lange her, seit ich in meinem behaglichen Studierzimmer saß und ein recht erbauliches Buch las. Als ich im besten Zuge war, wurde ich durch das Klingeln der Hausglocke gestört. Der erste Gedanke, der in mir aufstieg, war: „Gewiß kommt wieder so ein vornehmer Bettler und will dich um eine milde Gabe ansprechen." Und richtig, meine Ahnung täuschte mich nicht. Im andern Augenblicke öffnete mein liebes Weibchen die Thüre des Zimmers und kündigte mir den Besuch eines ergrauten Herrn an. Dieser Herr war einstmals „ordentlicher" Professor an einer deutschen Universität gewesen; wenigstens besagten dies die Papiere, welche er mir vorwies. Nach seinen Aussagen war er in Südfrankreich

erkrankt und gänzlich mittellos geworden. Einige seiner Freunde hatten ihm die Reise nach Genf*) bezahlt, nun mußte er zusehen, wie er in den Besitz der Mittel gelange, welche er zur Weiterreise nach Deutschland nötig hatte. Das hochrote, aufgedunsene Gesicht des Doktors der Philosophie verriet mir zur Genüge, an welcher Krankheit der Mann litt. Ich fühlte, daß ich ihn auf sein Seelenheil aufmerksam machen sollte. Aber — mit tiefer Beschämung schreibe ich weiter — ich redete mir ein, es sei edler, ihm die erbetene Gabe ohne den Zusatz einer Predigt zu geben. Im Grunde genommen verlangte mich's aber darnach, den Mann los zu sein, um mich wieder ungestört dem Genuß der erbaulichen Lektüre hingeben zu können. Deshalb zog ich mein Portemonnais aus der Tasche und verabreichte dem Bittenden ohne weiteres eine reichlich zugemessene Gabe. Mit vielen Knixen bedankte er sich und zog dann, wie mir's schien, recht vergnügt seines Weges. Ich suchte mich wieder in den Inhalt meines Buches zu vertiefen, allein es war, als ob die Buchstaben gleich schwarzen Männlein vor meinen Augen hin- und hertanzten, und mit dem köstlichen Genuß, den mir vorher die Lektüre gewährt hatte, war's vorbei. Mein Gewissen machte mir Vorwürfe; allerlei sich unter einander verklagende Gedanken schwirrten durch meinen Kopf und machten mir das Herz schwer. Ich kam erst zur Ruhe, als ich den Herrn ernstlich um Verzeihung gebeten hatte wegen meiner selbstsüchtigen Gesinnung, die mich daran gehindert hatte, für einige Augenblicke auf

---

*) Anm. Zur Zeit, da ich dies schrieb, wohnte ich in Genf.
Der Verfasser.

einen an und für sich erlaubten Genuß zu verzichten und einen irrenden Sünder auf den Weg des Heils aufmerksam zu machen.

Gar manches Werk der Barmherzigkeit hat keinen, oder doch nicht den Wert in Gottes Augen, welchen wir ihm beilegen. Menschen sehen, was vor Augen ist, aber Gott sieht das Herz an und beurteilt unser Thun nach den Beweggründen, durch welche wir uns dazu treiben lassen. Es ist nicht von ungefähr, daß der Heiland dem Worte: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen,“ unmittelbar das andere folgen ließ: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ Wir haben weiter oben vernommen, daß Barmherzigkeit nichts anderes ist, als thätige Liebe. Es muß aber die Liebe eine ungefärbte, reine, lautere sein, von der sich in Wahrheit sagen läßt: „Sie suchet nicht das Ihre, sondern das Heil und Wohl des Nächsten.“ Es giebt eine Art Barmherzigkeit, die keinen Pfifferling wert ist und das aus dem einfachen Grunde, weil sie dem Nächsten nicht nützt, sondern schadet. Da kommt z. B. ein Bettler an deine Thür und bittet dich um Gottes willen, du mögest dich seiner erbarmen. Du kennst den Mann als einen Menschen, der lieber in der Branntweinschenke sitzt als arbeitet. Dennoch giebst du ihm ohne weiteres eine Gabe. Warum das? „Nun,“ sagst du, „er sieht doch wirklich zu ‚abgerissen‘ aus; das Mitleid läßt es mir nicht zu, ihn mit leeren Händen fortzuschicken. Ueberdies ist er ein böser Mensch, ich fürchte seine verleumderische Zunge.“ Freund, du hast deinen Lohn dahin! Dein schwächliches Mitgefühl, ver-

bunden mit der aus der Selbstsucht entspringenden, ungöttlichen Furcht, ist dem Herrn ein Greuel, denn es dient nicht zur Besserung deines Nächsten, sondern zu seinem Verderben. Anstatt ihm zu helfen, trägst du dazu bei, daß er noch tiefer ins Laster versinkt.

Tausende und aber tausende von Menschen sind dadurch, daß man auf solche Weise Barmherzigkeit an ihnen geübt hat, zu Grunde gerichtet worden. Alle Wohlthätigkeit, welcher irgend ein anderes Motiv zu Grunde liegt, als der Drang, dem Nächsten Retterdienste zu erweisen, wirkt nachteilig. Wir wissen nicht, ob die Kananäerin die Worte der Jünger gehört hat. Es scheint nicht der Fall gewesen zu sein. Nimm nun aber an, sie hätte dieselben gehört. Welchen Eindruck würde die Gesinnung der Jünger auf sie gemacht haben? Die Frage ist nicht schwer zu beantworten. Gewiß hätten die Worte: „Laß sie doch von Dir, denn sie schreiet uns nach!" ihr Zartgefühl aufs tiefste verletzt und das zuversichtliche Vertrauen, das sie in Jesum setzte, hätte unfehlbar einen sehr empfindlichen Stoß erlitten, denn wie von selbst hätte sich dem Weibe das Urteil aufgedrängt: „Wenn die Jünger also gesinnet sind, was kann ich da Besseres von dem Meister erwarten." Ist aber einmal das Vertrauen in jemand erschüttert, so ist die nächste Folge die, daß man sich von ihm abkehrt. Gar leicht hätte also das voreilige, unbesonnene, aus der selbstsüchtigen Gesinnung hervorgegangene Dazwischentreten der Jünger großen Schaden anrichten können. Daß dies nicht geschehen ist, ändert an der Sache nichts. Die Jünger hatten eine Zurechtweisung verdient, und der Herr erließ ihnen dieselbe nicht.

V. Des Meisters Antwort.

Er antwortete aber und sprach: „Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlornen Schafen von dem Hause Israel.“ Matth. 15, 24.

1. Redet mir nicht darein.

Es ist oben bemerkt worden, daß der Verlauf der Geschichte uns Aufschluß geben werde über den Grund und die Ursache, welche den Heiland bewogen, der Kananäerin auf ihr anhaltendes Flehen kein Wort zu antworten. Einen Teil der Lösung des Rätsels finden wir in der Entgegnung des Herrn auf die dringende Bitte der Jünger. Es wird uns da offenbar, daß Christus ebensowohl um der Zwölfe, als um des Weibes willen schwieg. Die Jünger, welche Er zum Apostelamte auserwählt hatte, waren in besonderer Weise der Gegenstand Seiner Erziehung. Sie für den Dienst, zu welchem sie bestimmt waren, tüchtig und geschickt zu machen, war eine der hauptsächlichsten Aufgaben, welche Jesus während der Zeit Seiner öffentlichen Wirksamkeit zu lösen hatte. Vor allem mußte der Herr darauf hinwirken, daß die Apostel nach Seinem Scheiden von der Erde ihren Beruf in demselben Geiste ausübten, in welchem Er Sein Heilandswerk verrichtete. Von dem glühenden Wunsche beseelt, die Menschen zu retten und selig zu machen, setzte Jesus in bei-

spielloser Selbstverleugnung Seine persönlichen Interessen und Gefühle dem Heil der Sünder hintan und scheute vor keiner Arbeit, keiner Gefahr und keinen Leiden zurück, um das Werk der Errettung vollbringen zu können. Dieses Werk aber betrachtete Er als die Ihm vom Vater übertragene Lebensaufgabe, welche Er nicht anders lösen konnte und wollte, als in vollständiger Unterwerfung Seiner selbst unter den Willen des Vaters. Darum suchte Er niemals Seine eigene Ehre, sondern die Ehre Dessen, der Ihn gesandt hatte. Während Seiner ganzen Amtsführung durchdrang das Bewußtsein, daß Er dem Willen Seines Vaters unterthan sein müsse, die Tiefen Seiner Seele, es bestimmte Sein Thun und Lassen, es beeinflußte alle Seine Lehren und gab allen Seinen Zwecken die rechte Richtung und Gestalt. Seiner überirdischen Herkunft sich wohl bewußt, erklärte Er: „Ich bin vom Himmel gekommen, nicht daß ich meinen Willen thue, sondern den Willen Des, der mich gesandt hat." Diesem Worte nachzuleben, das war Seine Speise Tag und Nacht. Auch in jener dunkeln Stunde, da Sein rein menschlicher Wille zurückschreckte vor der Leidenstaufe und Er mit dem Tode rang, sträubte Er sich keinen Augenblick, den Kelch zu trinken, den Ihm der Vater reichte. Wohl flehte Er: „Ist es möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber," jedoch nicht ohne in völliger Ergebenheit hinzu zu setzen: „Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe." So war Er gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz, und mit vollem Recht konnte Er am Ende Seiner Laufbahn in Seinem hohenpriesterlichen Gebete sprechen: „Ich habe Dich verkläret auf Erden und vollendet das Werk,

das Du mir gegeben hast, daß ich es thun sollte. Und nun verkläre mich Du, Vater, mit der Klarheit, die ich bei Dir hatte, ehe die Welt war."

In diesem Sinn und Geist des Meisters sollten und mußten die Jünger ihren Apostelberuf ausüben. Als Diener des Höchsten durften sie nicht sich selbst leben und ihr Amt nicht nach ihrem Willen und Gutdünken verwalten. Sie mußten wissen, daß ihr Wirken und Arbeiten nur dann Gott wohlgefällig und von dem rechten Erfolg begleitet sein könne, wenn es im völligen Einklang mit dem Willen Dessen geschehe, der sie gesandt hatte. An diesem Bewußtsein mangelte es ihnen gar oft. Wir wissen, daß ihre Ansichten in bezug auf das Werk Christi, sowie überhaupt auf das Reich Gottes und die Arbeit in demselben vor der Auferstehung des Heilandes mehr menschlicher, als göttlicher Art waren. Befangen in ihren irrigen Vorstellungen und fleischlichen Trieben stellten sie öfters Anforderungen an den Herrn, auf die Er sich nicht einlassen konnte, denen Er vielmehr einen Damm entgegen setzen mußte.

Einen solchen Fall weist unsere Geschichte auf. Das kananäische Weib bittet den Herrn dringend um Seine Hilfe; Er aber setzt der Bitte aus guten Gründen ein beharrliches Schweigen entgegen. Was geschieht da? Teils aus Mitleid mit dem Weibe, mehr aber noch, weil die Zudringlichkeit desselben sie belästigt und ihnen den Genuß einer stillen Stunde in die Ferne rückt, drängen sich die Jünger an den Heiland heran und bestürmen Ihn mit der Forderung: „Laß sie doch von Dir, denn sie schreiet uns nach!" Der Herr aber, anstatt ihnen zu willfahren, weist

ihr Begehren ab mit der kurzen, bündigen Antwort: „Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel.“ Dies Wort war ein Richter der Gedanken und Sinne ihrer Herzen, eine indirekte, aber nichts desto weniger wohl zu verstehende Zurechtweisung, die zunächst so viel bedeutete, als: „Redet mir nicht darein!“ Nicht, daß ihnen der Heiland damit das Recht der Fürbitte für die Hilfe suchende Kananäerin streitig machte, aber Er erinnerte sie durch Seine Antwort an die Stellung, welche sie, als Jünger, zu Ihm, dem Meister, einnahmen. Als er sie zu Aposteln berief und sie aussandte, die unsaubern Geister auszutreiben und die Leute von allerlei Seuche und Krankheit zu heilen, da hatte Er ihnen ausdrücklich befohlen: „Gehet nicht auf der Heiden Straße und ziehet nicht in der Samariter Städte, sondern gehet hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel.“ (Matth. 10, 5. 6.) Und nun verlangten sie im fremden Lande von Ihm, daß Er einer Heidin helfe, und das in einer Weise, wie sie ihnen nicht zukam. Wären sie vom rechten Jüngersinn beseelt gewesen, so würden sie sich gesagt haben: „Unser Herr und Meister weiß wohl, was Er thut; Er ist nicht ein Mann der Willkür, sondern handelt in allem nach dem Willen Des, der Ihn gesandt hat. Darum wollen wir es geduldig abwarten, welchen Ausgang die Sache nehmen wird und Ihm nicht Vorschriften machen.“ Zum mindesten hätten sie in diesem Falle in einer ihrer Jüngerstellung angemesseneren Weise Fürsprache für das Weib eingelegt.

Genug! Es scheint, daß die Jünger die Antwort des Heilandes verstanden und beherzigt haben. Sie schwie-

gen fein still und ließen den Herrn fortan gewähren. In diesem Stücke waren sie demütiger und weiser, als so manche Kinder Gottes, denen der Herr auch auf die eine oder andere Weise zu verstehen geben muß, daß sie Ihm nicht darein reden sollen. Das Geschlecht derer, die oft in denselben Fehler verfallen, wie die Jünger in unserer Geschichte, ist leider noch nicht ausgestorben. Wie oft kommt es vor, daß Gläubige dem Herrn in eigenen oder fremden Angelegenheiten Vorschriften machen, zu denen sie gar nicht berechtigt sind. Meistens handelt es sich dabei um die Erfüllung von mehr oder weniger selbstsüchtigen Wünschen. Von wahrer, lauterer Frömmigkeit kann da keine Rede sein, denn diese besteht darin, daß man alle seine Wünsche gern und vertrauensvoll dem Willen des Herrn unterordnet und das Wort beherzigt: „Der Jünger ist nicht über seinen Meister." Wer dies nicht thut, der braucht sich nicht darüber zu verwundern, wenn er vom Herrn zurechtgewiesen und, falls er für solche Zurechtweisungen kein Ohr hat, mit der Rute gezüchtigt wird. Der liebe Gott will gehorsame, demütige und bescheidene Kinder haben. Solche, die sich nicht durch Seine Güte ziehen lassen wollen, läßt Er Seinen Ernst fühlen.

In X. gehörte zu meinen Schülern im Religionsunterricht ein 15jähriger Knabe, dessen Namen ich verschweigen will. Der Junge war ein „Thunichtgut" erster Klasse. Weder durch Liebe, noch durch Ernst konnte ich ihm beikommen. Oft seufzte ich zum Herrn, Er möge den Trotz meines Schülers, der mir so viel Herzeleid bereitete, brechen. Umsonst, der Knabe blieb, was er war. In der Schule ging er sogar einmal mit dem Messer auf seinen

Lehrer los. Ich wußte, daß seine Eltern unaufhörlich für ihn, ihren einzigen Sohn, beteten und ihr Möglichstes thaten, um denselben dem Herrn zuzuführen. Doch alles schien vergeblich zu sein. Je älter und größer der Sohn wurde, desto gebeugter ging sein Vater einher. Ich konnte nicht begreifen, daß der Herr zu all den ernsten Fürbitten, welche für den mißratenen Sohn zu Ihm empor gesandt wurden, schwieg. Eines Tages aber lernte ich es verstehen. Ich kam mit dem Vater meines Schülers zusammen und drückte ihm mein Bedauern darüber aus, daß ihm sein Sohn so viel Kummer und Gram verursache. Zugleich sagte ich ihm, es sei mir höchst rätselhaft, daß der liebe Gott all das Flehen und Seufzen für den Knaben nicht erhöre. Da fing der ergraute Vater an zu schluchzen und bekannte mir unter Thränen: „Das ist meine Schuld, mein lieber Herr W. Der liebe Gott straft mich für ein großes Unrecht, das ich einst begangen habe. Mein Kind litt von der Wiege an an furchtbaren Krämpfen. Dieselben verstärkten sich von Monat zu Monat; es wurde meiner Frau und mir immer klarer, daß der Kleine seiner Krankheit bald erliegen müsse. Mein Herz bäumte sich auf gegen den Gedanken, das Kind verlieren zu müssen. Ich flehte zum Herrn und rang mit Ihm um das Leben meines Lieblings. Dennoch wurde es von Woche zu Woche schlimmer. Jedermann verwunderte sich schließlich, daß das Kind es so lange aushalte. Endlich, der Kleine war damals 1½ Jahre alt, schien es mit ihm zu Ende zu gehen. Ein fürchterlicher Krampfanfall kam über das Büblein. So schnell, als mich die Beine trugen, eilte ich zum Arzt. Dieser kam sofort, aber als er das Kind sah,

sprach er: ‚Da kann ich nicht mehr helfen, es wird keine halbe Stunde mehr vergehen, so ist der Kleine im Himmel.‘ ‚Das kann, das darf nicht sein!‘ rief ich verzweifelnd aus, und ehe noch der Doktor zur Thüre hinaus war, warf ich mich platt auf den Boden und schrie zu Gott: ‚Du mußt mir mein Kind lassen, Du darfst nicht so grausam sein, ein solches Opfer von mir zu fordern; ich kann es dir nicht geben.‘ So trieb ich's wohl eine Viertelstunde lang. Und was geschah? Die Krämpfe ließen nach, das Kind schlummerte ein und ward von Stund an gesund. Aber auch von Stund an regte sich ein unbändiger Trotz in demselben. Aus Furcht, die Krämpfe könnten sich wieder einstellen, wagten die Mutter und ich es nicht, den Kleinen zu züchtigen, wie es hätte sein sollen. Wir verhätschelten ihn vielmehr. Er wurde je länger, je mehr mein Abgott; ich nannte ihn nur meinen süßen Engel. Aber recht glücklich war ich seit jener Stunde, da ich ihn dem Herrn abgezwungen habe, nicht mehr. So oft ich nun meinen ungeratenen Sohn ansehe, sagt mir eine innere Stimme: ‚Das ist für deinen Trotz.‘ Und was noch schlimmer ist, es quält mich eine beständige Furcht, mein Kind gehe am Ende noch ewig verloren.“

Wie dieser Vater, so hat sich schon mancher dadurch, daß er dem Herrn darein redete und seinen eigenen Willen durchsetzen wollte, harte Züchtigungen zugezogen. Der treue Gott kann uns solche Züchtigungen nicht ersparen. Er will hoch hinaus mit den Seinen; sie sollen einst droben wohnen im himmlischen Vaterhause, wo alle Disharmonie in selige Harmonie aufgelöst ist, weil dort Sein Vaterwille bei allen und in allem zur vollen Geltung

kommt. Darum geht Er mit uns hienieden darauf aus, uns zu erziehen für jenes selige Leben. Und dieses Erziehen gipfelt sich darin, daß Er alles thut, um unsern Eigenwillen zu brechen und uns willig und geschickt zu machen, Seinen Willen hier auf Erden so zu thun, wie er im Himmel gethan wird. Wohl dem, der Seine Winke und Zurechtweisungen annimmt und beherzigt, wie es die Apostel des Herrn in unserer Geschichte gethan haben.

2. Erst das eine, dann das andere.

Die Antwort des Herrn war zunächst eine Zurechtweisung für die Jünger. Sie war aber auch noch mehr, als das. „Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel." Wie konnte doch der Heiland also sprechen? War es Ihm denn nicht bewußt, daß schon die Propheten des alten Bundes bis auf Johannes, den Täufer, geweissagt hatten, daß durch Ihn allen Völkern Heil widerfahren solle? Gewiß, es stand Ihm fest, daß Er auch den Heiden zum Licht gesetzt sei, damit Er das Heil sei bis an das Ende der Erde. Er erklärte ja selbst den Juden: „Ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle; und dieselbigen muß ich herführen, und sie werden meine Stimme hören, und wird eine Herde und ein Hirte werden." Allein, Er wußte auch, daß das Heil irgendwo seinen Anfang nehmen und von da ausgehen mußte. Christus konnte nicht gleich in alle Welt gehen und überall Sein Reich aufbauen. Senfkornartig mußte sich dieses Reich zu einem mächtigen Baume entwickeln. Nach dem Ratschlusse Gottes nun sollte das Heil von den Juden kommen, d. h. es sollte nicht nur der

Heiland aus dem alttestamentlichen Bundesvolke hervorgehen, sondern es sollte auch die Verwirklichung des Heils unter den Juden beginnen und von ihnen ausgehen. Sie waren von Alters her für die Anfänge des Heils vorbereitet, und Jesus sah sich deshalb mit Seiner Wirksamkeit zunächst an das Volk Israel gewiesen. Er konnte und wollte auch in dieser Hinsicht nicht gegen den Willen Seines himmlischen Vaters handeln und benützte daher die kurze Zeit von 2—3 Jahren, die Ihm für Seine irdische Thätigkeit gegeben war, dazu, dem Reiche Gottes unter Seinen Volksgenossen durch Wort und That Eingang zu verschaffen. Nachdem dies geschehen, konnte Er dann unmittelbar vor Seiner Himmelfahrt Seinen Jüngern den Auftrag geben: „Gehet hin in alle Welt und machet zu Jüngern alle Völker," und die Verheißung hinzufügen: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Hätte Er anders gehandelt, so wären durch Seine Arbeit jene alten Verheißungen, die Gott Seinem auserwählten Bundesvolke gegeben hatte, nicht erfüllt worden, und dieses Volk hätte Ihm gewissermaßen mit Recht sagen können: „Du bist nicht der uns von Gott in Aussicht gestellte Messias." Selbstverständlich schließt das Gesagte nicht in sich, daß Jesus während Seines Erdenlebens keinem einzigen Heiden helfen durfte; es gilt auch hier das Wort: „Keine Regel ohne Ausnahme." Aber ohne triftige Gründe konnte und wollte der Heiland die Regel nicht durchbrechen. Er war ein Mann der Ordnung, bei dem es hieß: „Alles hat seine Zeit," und dem es feststand: Es ist nicht genug, daß man den Willen des himmlischen Vaters überhaupt thue, sondern es muß alles zur rechten Zeit gesche-

hen; erst soll das eine, das Wichtigere und Notwendigere, und dann das andere, je nachdem die Verhältnisse und Umstände, Zeit und Gelegenheit es möglich machen, gethan werden. Auch in dieser Hinsicht war Jesus Seinen Aposteln und ist Er auch uns das rechte Vorbild. Wollen wir durch unsere Arbeit den rechten Erfolg erzielen, durch unser Verhalten einen wirklich segensreichen Einfluß ausüben, und ist es uns darum zu thun, daß Gottes Wohlgefallen beständig auf uns ruhe: so müssen wir gerade in dieser Beziehung nach Jesu Beispiel handeln, müssen von Ihm lernen, alles nicht nur in der rechten Weise, sondern auch am rechten Ort und im rechten Augenblicke zu thun oder zu lassen. Nur wenn dies geschieht, können wir den uns obliegenden Pflichten gerecht werden. Es mag eine Handlung an und für sich betrachtet noch so schön und gut sein, so wird sie doch in den Augen Gottes keinen Wert haben, wenn sie nicht zur rechten Zeit vollbracht wird. Thut man etwas zur Unzeit, d. h. nicht zu der von Gott gewollten Zeit, so geschieht es immer auf Kosten einer Pflicht, deren Erfüllung man sich zuerst angelegen sein lassen sollte, und es erwächst daraus mehr Schaden als Nutzen. Ein Beispiel mag zur Erläuterung des Gesagten dienen.

Zu einer Gemeinde, deren Prediger zu sein ich einige Jahre das Vorrecht hatte, gehörte eine Handwerkersfrau, die Mutter von fünf noch unerzogenen Kindern war. Vom Anbeginn meiner Wirksamkeit an besuchte sie jeden Gottesdienst, den ich hielt, und ich nahm mir vor, sie so bald als möglich aufzusuchen. Ich führte meinen Vorsatz aus, machte aber zwei vergebliche Gänge. Erst bei meinem

dritten Besuche traf ich die Frau zu Hause. Bei meinem Kommen war sie eben im Begriffe auszugehen. Ich wollte deshalb umkehren und meine Visite zu gelegenerer Zeit machen. Doch sie ließ es nicht zu, sondern nötigte mich, einzutreten. In der Küche, durch welche der Weg ins Wohnzimmer führte, sah es nicht gerade sauber aus. Obwohl es beinahe 3 Uhr nachmittags war, stand das Geschirr vom Mittagessen her noch auf dem Tische, und da meine Blicke sich etwas länger auf die Teller ꝛc. richteten, als gerade nötig gewesen wäre, so entschuldigte sich die Hausfrau mit der Bemerkung, sie sei leider der Kinder wegen noch nicht dazu gekommen, das Geschirr aufzuwaschen. „Dann thun Sie es jetzt,“ gab ich ihr zur Antwort, „ich kann mich unterdessen doch mit Ihnen unterhalten.“ Nach einigem Sträuben folgte sie meinem Rate, und als sie die Teller ꝛc. gereinigt hatte, holte sie aus einem Schranke auch noch eine Anzahl Tassen hervor, die der Reinigung bedurften. Währenddem sie aufwusch, machte sie mich bekannt mit ihren Familienverhältnissen und bedauerte u. a. sehr, daß ihr sonst herzensguter Mann in Sachen der Religion sehr unzugänglich sei. Bei dieser Bemerkung kam ein etwas lang gedehntes „So“ über meine Lippen, welches der Frau eine verräterische Röte ins Gesicht trieb. Als sie das Geschirr weggeräumt hatte, zog ich mein Testament aus der Tasche, las 1. Petri 3, 1—6 und betete dann mit der Mutter und ihren anwesenden Kindern. Mit dem Gefühle: „Da ist etwas nicht in Ordnung,“ verließ ich das Haus. Meine Ahnung täuschte mich nicht. Am darauffolgenden Vormittage kam jemand in meine Wohnung und richtete mir folgende Botschaft aus: „Der

Herr N. läßt Sie grüßen und Ihnen danken für den Besuch, den Sie gestern bei seiner Frau gemacht haben. Ich soll Ihnen sagen, er habe sich recht gefreut, daß er gestern Abend einmal eine saubere Tasse zum Kaffee erhalten habe, und es wäre ihm erwünscht, wenn Sie öfters Besuche in seinem Hause machen würden."

Als ich einige Wochen später wieder zu der Frau kam, war das Geschirr blank. Aber das erste, was sie that, war, daß sie ihre Kinder zur Thüre hinausschickte. Nachdem sich diese entfernt hatten, dankte sie mir für die gute Lektion, welche ich ihr bei Anlaß meines letzten Besuches gegeben habe, und meinte dann, sie sei sonst immer am Nachmittag ausgegangen, um Kranke zu besuchen und Traktate zu verteilen; jetzt müsse sie das lassen, denn offenbar sei es ja dem „Herrn Pfarrer" lieber, wenn sie ihrem Manne mehr gehorche, als dem lieben Gott. Der „Herr Pfarrer" aber gab ihr zur Antwort, er glaube, daß blanke Teller und saubere Tassen nicht nur ihrem Manne, sondern auch dem lieben Gott besser gefallen, als unzeitiges Traktatverteilen und Krankenbesuche, um welcher willen sie ihre häuslichen Pflichten vernachlässige. Sehr wohlgefällig aber werde sie dem Herrn sein, wenn sie vor allen Dingen ihr Haus in Ordnung halte und dann, soweit ihr Zeit dazu bleibe, ihrer Christenpflicht gegenüber Kranken und Irrenden nachkomme.

Ich befürchte, die Frau habe noch viele Geistesverwandte. Deren Teller und Tassen mögen zwar hübsch blank sein, aber — — — Was aber? Nun, da sitzt eine Mutter und arbeitet recht emsig für einen Wohlthätigkeits-Bazar, aber ihre Kinder laufen in zerrissenen

Strümpfen umher, und in der Kommode liegen allerlei Dinge, die notwendigerweise geflickt werden sollten. Dort giebt ein Fräulein in einem christlichen Kränzcheu recht gute Ratschläge betreffs der Arbeit auf dem Gebiete der innern Mission; daheim aber seufzt das mit Arbeit überladene Dienstmädchen, daß es keine Zeit habe, morgens und abends ein Kapitel der heiligen Schrift zu lesen. Wie dankbar wäre es, wenn die Tochter des Hauses ihm einen kleinen Teil der Arbeitslast abnehmen und es ihm dadurch möglich machen würde, jeden Tag ein halbes Stündchen im Kämmerlein verweilen zu können. Jener Prediger — doch halt, ich will die Sünden meiner Standesgenossen nicht ausplaudern, sondern lieber den Balken aus meinem Auge ziehen und ehrlich gestehen, daß auch ich mich schon oft in meinem Thun durch meine Neigungen bestimmen ließ, anstatt durch das Pflichtgefühl, und dann auch jedesmal Gewissensskruppel darüber empfand.

Der Herr fordert von den Seinen, daß sie treu seien in der Ausübung ihrer Pflichten. Ein treuer Diener ist derjenige, der die Anordnungen seines Herrn pünktlich befolgt. Spricht dieser zu ihm: „Thue das!" so thut er's, oder: „Komm her!" so kommt er. Die Vorschriften seines Vorgesetzten sind ihm maßgebend; er weicht in keiner Beziehung von denselben ab, auch dann nicht, wenn er anderer Meinung ist, als sein Herr. Gern und willig thut er jederzeit das, was ihm zunächst obliegt zu thun. Er läßt nicht das eine liegen, um zuerst das zu thun, was seiner Neigung besser zusagt. Also sollen wir dem Herrn Jesu dienen. Seine Vorschriften und Gebote sollen uns heilig und unantastbar sein, wir dürfen dieselben nicht nach

eigenem Gutdünken — und wäre auch unsere Absicht dabei eine noch so gute — umstellen wollen. Was er als Nummer 1 bezeichnet hat, muß uns Nummer 1 bleiben. Tritt aber ein Fall ein, in welchem es auch für ein Kind Gottes schwierig ist, zu erkennen, was es zuerst und was es hernach thun soll, so hole man sich Rat aus Gottes Wort und prüfe nach der Schrift, welches in der gegebenen Lage der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille sei. Wer dies thut und dabei, wie weiland der König David, von Herzen betet: „Herr, zeige mir Deine Wege und lehre mich Deine Steige, leite mich in Deiner Wahrheit und lehre mich," der wird erfahren, daß „das Geheimnis des Herrn ist unter denen, die Ihn fürchten, und Seinen Bund lässet Er sie wissen."

Daß nun mit dem bisher Gesagten nicht jenen „Pflichtmenschen" das Wort geredet sein soll, die bei jedem Anlaß erklären: „Das zu thun ist nicht meine Pflicht; es geht mich nichts an," und damit ihre Hand vom guten Werke abziehen, versteht sich von selbst. Solche mögen wohl zusehen, wie sie einst an jenem großen Tage, an welchem wir alle offenbar werden müssen vor dem Richterstuhl Christi und empfangen werden, nach dem wir gehandelt haben bei Leibesleben, es sei gut oder böse, bestehen mögen. Auf das Beispiel Dessen, der sie richten wird, können sie sich wahrlich nicht berufen. Denn Er, der Seinen Jüngern auf ihre dringende Forderung zur Antwort gab: „Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel," hat doch nicht levitenmäßig der unglücklichen Heidin Seine Hilfe entzogen. Nein, Er betrachtete sie als ein Ihm von

Seinem himmlischen Vater aus dem „andern Stalle“ zugeführtes, verlorenes Schaf, und erwies sich an ihr als der gute Hirte, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen das Verlorene.

3. Ein Retter der Verlorenen.

Das Köstlichste an der Antwort des Heilandes an Seine Jünger ist doch das, daß Er in derselben es klar und deutlich ausspricht, Er sei gesandt zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel. Also um der Verlorenen willen ist Er gekommen; zwar zunächst nur für die aus dem Volke Israel, dann aber auch für die Verlorenen überhaupt. Denn daß Jesus mit Seiner Antwort an die Apostel nicht sagen wollte, die Heiden seien für alle Zeiten von Seinem Heile ausgeschlossen, liegt ja auf der Hand. Durch Wort und That hat Er zur Genüge bewiesen, daß Er der Weltheiland ist. Wer nur will, kann Teil haben an Ihm. Die einzige Bedingung, Seiner teilhaftig zu werden, ist die, daß man an Ihn glaubt. Das schließt aber in sich, daß man sich in That und Wahrheit zu den Verlorenen zählt, die ohne Ihn nicht fertig werden können. Dies ist freilich ein Stein des Anstoßes für viele. Das Evangelium sagt es einem jeden unverhohlen, daß er zu den Verlorenen gehört. Darüber ärgert sich der natürliche Mensch. Es ist ihm ein hartes Wort, daß er verloren sein soll, daß die Schrift keinen Unterschied macht zwischen Gerechten und Ungerechten in dem Sinne, wie es die Welt thut, sondern alle unter die Sünde beschließt und ihnen sagt, daß ihre eigene Gerechtigkeit vor Gott nichts gilt. Und wer wollte sagen, daß

dies nicht ein hartes Urteil sei? Aber wie hart es auch ist, so ist es doch vollkommen wahr, und das Gewissen eines jeden Menschen zollt ihm Beifall. Wir wissen und fühlen es, daß wir zu Gott geschaffen sind, denn unser Herz ist unruhig in uns, bis es ruhet in Dem, welcher der Urquell aller wahren Ruhe ist. Wie wenig aber entspricht das Leben des natürlichen Menschen dem Zwecke, zu welchem er erschaffen ist. Nicht nur die von der Welt als „lasterhaft“ Gebrandmarkten sind vom rechten Wege abgewichen und haben ihren Gott und sich selbst verloren; nein, auch die, welche die Welt nicht zu den Sündern und Zöllnern rechnet, müssen sich, wenn sie ehrlich sein wollen, gestehen, daß sie auf einen Weg geraten sind, der sie dem wahren Ziele ihres Lebens entführt, nnd daß sie von einer fremden Macht beherrscht werden, die es ihnen unmöglich macht, das ihnen von Gott anerschaffene Wesen in der von Ihm gewollten Weise zu entfalten. Verloren, ja verloren ist der Mensch in seinem natürlichen Zustande, in welchem er dem Eiteln und Nichtigen nachjagt, das ihn doch niemals wahrhaft befriedigen kann, niemals jene Sehnsucht nach wahrer Glückseligkeit, die sich im Grunde seines Herzens kund giebt, zu stillen vermag, weil es kein bleibendes Leben in sich hat. Ob nun einer ein offenbarer Sündendiener sei, der sich in den Pfützen des Lasters wälzt, oder ein Tugendheld, der seinesgleichen sucht, ob ein gleichgültiger Welt- und Lebemann, oder ein orthodoxer Eiferer, ob ein Sträfling hinter den Eisenstäben eines Zuchthauses, oder ein rechtschaffener, fürsorglicher Familienvater, ob ein betrügerischer Bankerotteur, oder ein angesehener Pastor: gleichviel, er ist verloren, so lange er

los von Gott, innerlich dem himmlischen Vater entfremdet ist. Jener ältere Sohn im Gleichnis war um kein Haar besser daran, als sein jüngerer Bruder, der fern vom Vaterhause sein Gut mit Huren verschlang.

Aber Gott will nicht, daß jemand in seinem verlorenen Zustande verbleibe und darin zu Grunde gehe, sondern daß allen geholfen werde, daß ein jeder sich retten lasse. Darum macht Er uns auf unser Verlorensein aufmerksam und sagt es in Seinem Wort einem jeden ohne Ansehen der Person ins Gesicht: „Du bist ein fluchwürdiger Sünder, der den ewigen Tod verdient!“ Das ist Liebe — Liebe, die uns zur Besinnung bringen und willig machen will, von Dem uns helfen zu lassen, der uns mit ausgestreckter Rettershand entgegenkommt. Anstatt dich zu erzürnen über das scheinbar harte Urteil des Evangeliums, nach welchem jeder Mensch von Natur verloren ist, wirf dich lieber in den Staub und danke Gott, daß Er dir deinen gefahrvollen Zustand offenbart, und daß Er aus Liebe zur Sünderwelt Seinen eingeborenen Sohn dahin gab, auf daß alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

Zu den Verlorenen ist Christus gesandt, nicht daß Er sie richte, sondern daß Er sie suche und ihnen zurecht helfe. Dieser Seiner Sendung blieb Er sich stets bewußt. Er trägt den Namen „Jesus“ nicht umsonst. Der Apostel hat Recht, wenn er sagt: „Es ist je gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort, daß Christus Jesus ist in die Welt gekommen, Sünder selig zu machen.“ Auch dem Vornehmsten unter den Sündern bietet Er sich an. Ob du dich noch so weit von Ihm verloren hast, lieber Leser,

so geht doch auch dir der Heiland nach, um dich zu retten. Wohin du dich auch verirrt hast, Er scheut keine Mühe und Arbeit, dich aufzusuchen. Siehe, da hat einer sich verloren in den Zerstreuungen und trügerischen Freuden dieser Welt; der göttliche Lebensfunke in ihm ist am Erlöschen und seine Seele am Verschmachten. Da tritt Jesus zu ihm und spricht: „Vertraue dich mir an, ich will dich zu einem Brünnlein bringen, das Wassers die Fülle hat, des Wassers, das ins ewige Leben quillt. Dort hat ein anderer sich verloren in die Sorgen und Mühen des irdischen Lebens. Eines quält ihn Tag und Nacht, es ist die Frage: Was werde ich essen, was werde ich trinken, womit werde ich mich kleiden? Darüber ist die Sorge um sein ewiges Wohl in ihm erstorben, er lebt dahin wie ein Heide, ohne Gott und ohne Hoffnung. Da kreuzt Jesus seinen Weg, steht vor ihm still und fordert ihn auf: „Wirf deine Sorgen auf mich, ich sorge für dich!“ Ein dritter hat sich nach einer andern Richtung hin vom rechten Wege entfernt. Er ist verstrickt in den Banden der Eigenliebe und Eitelkeit; das Ziel, dem er nachjagt, ist: Reichtum, Ansehen und Ehre. Alles andere ist ihm gleichgültig; sein kaltes, totes Herz hängt an dem Toten. Aber er ist dem Heiland nicht gleichgültig. Mit unermüdlicher Geduld geht Jesus ihm nach und ruft ihm zu: „Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Toten; Ich will dich erleuchten!“ Dort ist noch ein Verlorener. Die Weltweisheit lockte ihn auf ihre Triften. Anmutig war der Pfad, auf dem er wandelte; höher und höher hinan führte ihn derselbe, hoch empor über das Niedrige und Gemeine. Ja, immer weiter hinauf bis auf die kahlen

Höhen des Zweifels, wo der Weg sich verlor. Kreuz und quer lief der müde Wanderer hin und her, bis er endlich auf der öden Felszacke des Unglaubens anlangte. Nun starrt ihm von allen Seiten der Abgrund entgegen. Die Hoffnung auf Unsterblichkeit, auf eine ewige Heimat ist ihm entschwunden; die Verzweiflung streckt ihre Arme nach ihm aus. Siehe, da stellt sich Einer an seine Seite und bittet ihn: „Folge mir! Ich führe dich hinab und wieder hinauf auf eine andere, sonnige Höhe, auf der sich kein Abgrund vor deinen Augen aufthut und dein Leben nicht mehr der Gefahr ausgesetzt ist.“ Wer anders könnte dieser Eine sein, als Jesus, der Retter der Verlorenen!

Der Wege sind viele, lieber Leser, auf denen die Menschen verloren gehen. Wer könnte sie alle aufzählen? Die Welt, in der wir leben, ist ein großer Irrgarten, weil die Sünde eine so große Verwirrung in dieselbe gebracht hat. Auf sich selbst angewiesen findet sich kein Mensch in diesem Labyrinth zurecht. Welchen Weg einer auch einschlägt, immer befindet er sich auf einem Irrwege, dessen Ende Nacht und Grauen ist. Aber Gott sei Dank, wir brauchen doch nicht zu verzagen. Es ist Einer zu uns gekommen, der einen Weg gebahnt hat, der zum ewigen Leben führt. Mitten in den Irrgarten hinein hat Er das Kreuz gestellt, als den rechten Wegweiser zum Himmel. Dieses Kreuz winkt all' den Verirrten zu: „Hieher, die ihr vom rechten Wege abgekommen seid!“ Und Er selbst, der Herr, geht aus in alle Lande und sucht die Verlorenen auf, um sie zu Seinem Kreuze zu führen. Dort stellt Er die Füße derer, die sich von Ihm finden lassen, auf den Weg des Lebens, darauf der Mensch sich selbst und seinen Gott

wieder gewinnt. Dieser Weg führt nach jenem Lande, nach welchem jedes Menschenherz bewußt oder unbewußt sich sehnt, wo es keine Nacht, keinen Kummer und kein Verderben, kein Irren und kein Sterben mehr giebt, wo alle Traurigkeit in Freude verwandelt wird, wo die Friedenspalmen auf ewig wehen, wo die einst Verlorenen in hochzeitlichen Gewändern teilnehmen dürfen an dem nimmer endenden Freudenfeste, das der himmlische Vater Seinem Sohne bereitet hat.

Befindest du dich auf diesem Wege, lieber Leser? Hast du einmal Bekanntschaft und innige Freundschaft geschlossen mit Dem, welcher die Irrenden auf denselben leitet? Wisse, ob auch Christus ein Heiland für alle Verlorenen ist, so kann Er doch nur denen helfen, die sich selbst zu den Verlorenen rechnen und die in ihrem verlorenen Zustande Ihn, welchen Gott als Retter zu uns gesandt hat, nicht von sich weisen, sondern im Glauben Seine Hand erfassen und sich von Ihm führen und leiten lassen, bis Er sie heimgebracht hat. Darum: „Heute, so du Seine freundliche, lockende Hirtenstimme hörest, verstocke dein Herz nicht."

VI. Die erneuerte Bitte.

Sie kam aber und fiel vor Ihm nieder und sprach: Herr, hilf mir! Matth. 15, 25.

1. Ich lasse Dich doch nicht.

Ueber dem Drängen der Jünger und der Antwort des Meisters haben wir das kananäische Weiblein fast vergessen. Nun soll dasselbe wieder in den Vordergrund treten und aufs neue unsere Lehrmeisterin werden.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die unglückliche Mutter die Bitte der Jünger und die Antwort des Heilandes auf dieselbe gehört habe. Wenn wir den Bericht des Matthäus mit demjenigen des Evangelisten Markus, welcher jener Unterredung mit keinem Worte Erwähnung thut, vergleichen, so ergiebt sich Folgendes: Das Weib hatte von Jesu Ankunft in der Gegend gehört, lief Ihm nach und schrie: „Herr Jesu, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner! Meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt.“ Der Herr aber ging Seines Weges und antwortete ihr kein Wort. Da traten die Jünger zu Ihm, und es folgte das Gespräch zwischen ihnen und dem Heiland. Nachher trat Er mit den Zwölfen in ein Haus ein, in welchem Er sich auf unbestimmte Zeit aufhalten wollte. Kaum war Er in dem Hause, da kam auch das Weib, fiel Ihm

zu Füßen und erneuerte die dringende Bitte um Hilfe. Matthäus zeigt diesen Vorgang an mit den Worten: „Sie kam aber," was so viel heißt, als: „Obwohl Jesus beharrlich schwieg, ließ sich das Weib doch nicht zurückschrecken, sondern kam trotz Seines Schweigens zu Ihm."

Dieses Verhalten der Kananäerin zeugt von einem edeln Charakter. Es liefert zunächst den Beweis, daß sie frei war von der bösen Empfindlichkeit, an welcher so viele Nachfolger Christi leiden. Gewiß wird das sonderbare Benehmen des Heilandes ihr sehr auffällig gewesen sein, und wir werden kaum irren, wenn wir annehmen, der Versucher habe ihr ins Ohr geraunt: „Siehst du, dieser Jesus ist nicht besser, als all die stolzen Juden, welche mit Verachtung auf euch Heiden herabsehen; ich an deiner Stelle würde mich nicht länger einer solchen Behandlungsweise aussetzen." Hundert andere hätten an ihrer Stelle auf die Stimme des Versuchers gehört und bei sich selbst gedacht: „Ja, so ist's; es ist dem Heiland nichts an mir gelegen, Er würdigt mich ja nicht einmal einer Antwort, darum mag Er Seines Weges ziehen, ich kehre Ihm auch den Rücken und frage hinfort nichts mehr nach Ihm." Mit gekränktem Stolze hätten sie sich von Ihm abgewandt und Ihn bei sich selbst und andern der Härte, der Unbarmherzigkeit und Lieblosigkeit u. s. w. angeklagt. Anders die Syrophönizierin. Es kam ihr nicht in den Sinn, das Benehmen des Herrn so übel zu deuten; vielmehr legte sie es zu ihrem Vorteil aus. „Wenn Er mir nicht helfen wollte," so mag sie gedacht haben, „so würde Er mir rund heraus erklären, daß ich nicht auf Sein Erbarmen zu rechnen habe; so lange Er dies nicht thut, will

ich die Hoffnung nicht aufgeben, sondern fortfahren, Ihn mit meiner Bitte zu bestürmen.“ Darum kam sie zu Ihm, und sie hatte dies nicht zu bereuen. Zu bereuen aber hätte sie es gehabt, wenn sie der Empfindlichkeit Raum gegeben und sich von Jesu abgewandt hätte.

Das Empfindlichsein ist eine böse Sache, lieber Leser, eine Krankheit, daran schon mancher zu Grunde gegangen ist. Ein empfindlicher Mensch macht sich selber unglücklich und verursacht andern viel Herzeleid. Es ist oft kaum zum Aushalten um empfindliche Leute herum. Nie kann man ihnen genug Ehre erweisen, stets soll man ihnen zu Willen leben, nach ihrer Pfeife tanzen, sie mit Glacéhandschuhen anfassen und sie auf den Händen tragen. Kommt man ihnen nicht immer entgegen und erfüllt man nicht jeden ihrer Wünsche, was man doch mit gutem Gewissen nicht kann, so zeihen sie einen des Hochmutes, der Grobheit, der Ungerechtigkeit, der Härte, des Eigennutzes, der Lieblosigkeit und anderer Untugenden mehr. Ihnen dagegen soll man alles übersehen, sich alles von ihnen gefallen lassen. Ist es da zum Verwundern, wenn so ein Empfindlicher schließlich vereinsamt, wenn jedermann sich von einem solchen Quälgeist zurückzieht und ihm aus dem Wege geht? Wahrlich, wer andern durch seine Empfindlichkeit das Leben verbittert, braucht sich nicht zu verwundern, wenn er überall auf Widerstand stößt, und am Ende niemand mehr etwas mit ihm zu schaffen haben will. Er hat die Schuld hievon sich selbst beizumessen. Aber wie selten kommt ein Empfindlicher zu solcher Einsicht. Anstatt sich selbst anzuklagen, schieben dieser Art Leute die Schuld an ihrem Unglück gewöhnlich auf andere. In

rechthaberischem Eigensinn hadern sie mit der ganzen Welt und mit dem lieben Gott. Ja, die Empfindlichkeit macht störrig und trotzig und dann im andern Augenblicke mutlos und verzagt. An dieser Klippe haben schon viele Kinder Gottes Schiffbruch am Glauben erlitten. Darum, lieber Leser, sei ehrlich, wenn du dich beim Lesen dieser Zeilen etwa getroffen fühlst. Entziehe dich nicht der heilsamen Zucht, in die dich dein Gewissen nimmt, wenn es deine Empfindlichkeit verurteilt und dich über derselben straft, sondern gestehe dir's, daß die Empfindlichkeit eine Sünde ist, welche dir den Frieden raubt und dich untüchtig macht, unbefangen und ohne Vorurteil zu erwägen, was zu deinem Besten dient. Betrüge dich nicht, wie leider so viele es thun, indem sie der Empfindlichkeit den schönen Namen „Zartgefühl“ beilegen und so der abscheulichen Sünde ein christliches Mäntelchen umhängen. Zwischen Empfindlichkeit und Zartgefühl existiert ein himmelweiter Unterschied. Jene ist ein Kind des Hochmutes und der Selbstsucht, dieses eine Tochter des Glaubens und der Liebe. Vor dem Herrn findet deshalb die Empfindlichkeit keine Gnade; Er versetzt ihr den Todesstoß.

Hätte die Kananäerin Anstoß genommen an dem Schweigen des Heilandes, so wäre sie nimmer zum gewünschten Ziele gelangt. Weil sie aber frei war von dem Krebsschaden der Empfindlichkeit, hatte sie Mut und Kraft, den Kampf aufzunehmen, welchen das sonderbare Benehmen des Herrn ihr verursachte. Dieser Kampf war gewiß ein schwerer. Wer einmal in ähnlicher Lage sich befunden hat, wie sie, der weiß, wie unter solchen Verhältnissen der Unglaube, der Kleinglaube und Zweifel allerlei Art einem

zu schaffen machen. Voller Hoffnung war die hart geprüfte Mutter ausgezogen, als sie vernommen, Jesus sei in der Nähe. Wie mochte ihr Herz in Sprüngen gegangen sein bei dem Gedanken: „Nun wird das Elend meiner Tochter bald ein Ende nehmen, denn der Mann, zu dem ich jetzt meine Zuflucht nehme, ist gekommen, daß Er die Werke des Teufels zerstöre, und Er ist der Barmherzige, der keinen von sich stößt, der zu Ihm kommt." Und dann? Ach, welche Enttäuschung! Kein Wort antwortete Er ihr auf ihre flehentlichen Bitten; anstatt sich zu ihr zu kehren, wandte Er sich von ihr ab. Wie mußte das ihren Glauben aufs tiefste erschüttern, ihre Seele ängstigen und ihrem Mutterherzen namenloses Weh verursachen. Aber wie ein Schiffbrüchiger gegen Wind und Wellen, so kämpfte sie gegen den Sturm der Gefühle, welchen das Verhalten Jesu in ihrem Innern erregt hatte. Und sie kämpfte recht, wenn auch mit zitterndem Glauben, bis sie den Sieg erlangt und triumphieren konnte: „Ich lasse den Herrn doch nicht." Mit diesem Entschlusse verdoppelte sie ihre Schritte und eilte zu Jesu. Das gerade hatte Christus bezweckt mit Seinem Schweigen. Nicht abstoßen wollte Er die Unglückliche, sondern anziehen, nicht sie in ihrem Vertrauen zu Schanden werden lassen, sondern im Glauben gründen und befestigen. So ist's immer, wenn Er den ernstlich Flehenden gegenüber mit Seiner Hilfe zögert. Lies nur einmal Stellen, wie Luk. 11, 5—13; 18, 1—8 und ähnliche; solche Abschnitte werden dich belehren, worauf es der Herr abgesehen hat, wenn Er die Seinen oft lange warten läßt auf die Erhörung ihrer Bitten. Er will, daß sie sich üben im anhaltenden Ringen und Flehen,

damit unter solcher Uebung ihr Glaube erstarke, und Er ihnen dann ihrem vermehrten Vertrauen gemäß Seine Hilfe zu teil werden lassen könne. Anstatt also mutlos den Kopf hängen und verzagt die Hände in den Schoß sinken zu lassen, wenn Er dir nicht gleich zu Willen ist, raffe dich auf, wie das kananäische Weib, und tritt näher an Ihn heran mit deinem Anliegen, denn „selig sind, die nicht sehen und doch glauben".

2. Zu Jesu Füßen.

Es ist beachtenswert, daß sowohl Matthäus als Markus berichten, daß das kananäische Weib, als es zu Jesu kam, vor Ihm niederfiel. Wir wollen deshalb nicht so ohne weiteres über diese Bemerkung hinweg gehen, wie die meisten Schriftausleger es thun, sondern uns Rechenschaft zu geben suchen über die Bedeutung derselben. Offenbar war das Niederfallen des Weibes vor dem Herrn keine bloße Ceremonie, sondern die äußere Stellung, welche die tiefbekümmerte Mutter vor dem Heiland einnahm, war der Ausdruck ihrer innern Verfassung. Diese Handlung war einerseits eine Bitte ohne Worte um Gnade und Erbarmen, ein Akt des Verzichtens auf alle Würdigkeit und eigenes Verdienst und mehr noch, als das, eine Erklärung der Ergebenheit in Christi Willen. Auf der andern Seite war sie eine Kundgebung des Glaubens, welcher trotz des Bewußtseins: „Ich bin Seiner Hilfe nicht wert," daran festhält: „Dennoch muß und wird mir der Herr helfen." Indem sich die Kananäerin vor Jesu Füße warf, verlegte sie Ihm den Weg und forderte Ihn dadurch gleichsam

auf: „Nun gehe über mich und meinen Jammer hinweg, wenn Du kannst.“

Dahin will der Herr uns bringen, daß wir uns, wie dieses Weiblein, vor Ihm beugen und niederwerfen, uns selbst aufgeben und Ihm uns hingeben. So lange sich ein Mensch nicht mit allem, was er ist und hat, dem Heiland völlig zu eigen begiebt, nicht wie der Thon in des Töpfers Hand alles über sich ergehen läßt mit der Losung: „Mach', was Du willst mit mir, werd' ich nur zugericht' zu Deinem Preis und Zier“: so lange hat er auch kein Recht, unbedingten Anspruch auf die Hilfe des Herrn zu machen. Wer sich aber bedingungslos zu Jesu Füßen wirft, der kann und darf dann auch kindlich gläubig und getrost erwarten, daß der Herr ihm auf die eine oder andere Weise, immer aber so, daß es ihm zum Besten dient, helfen werde, denn der treue Gott hat uns in Seinem Wort ein für allemal die Zusage gegeben, daß Er denen, die sich unter Seine gewaltige Hand beugen, Gnade um Gnade zu teil werden lassen wolle.

Die Kananäerin liegt zu Jesu Füßen, uud in dieser Stellung richtet sie abermals ihre Bitte an den Herrn. Ich bemerke nochmals: Ihre äußere Stellung war der Ausdruck ihrer Herzensverfassung. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte das Niederfallen vor dem Heiland keinen Wert gehabt, es hätte vielmehr Sein Mißfallen erregen müssen. An und für sich betrachtet ist die äußere Stellung, die man beim Beten einnimmt, etwas Gleichgültiges. Wie überhaupt betreffs unseres Verhaltens zum Herrn, so gilt namentlich in bezug auf das Gebet das Wort: „Gott siehet das Herz an.“ Die heilige Schrift

giebt deshalb auch keine bestimmten Anweisungen hinsichtlich der äußern Stellung beim Gebet. Sie führt uns ernste, gläubige Beter in verschiedenen Stellungen vor die Augen. Immerhin ist es bemerkenswert, daß sowohl im Alten, als auch im Neuen Testamente das Knieen und Liegen vor dem Herrn als die gewöhnliche Stellung beim Gebet bezeichnet wird. Heutzutage haben viele protestantische Christen einen Abscheu vor dem Knieen; sie halten dasselbe für katholisch und meinen, weil die Katholiken nicht nur vor dem Herrn, sondern auch vor der „Mutter Gottes" und den „Heiligen" die Kniee beugen, thue ein evangelischer Christ besser daran, wenn er nicht knieend bete. Ich gebe gerne zu, daß manche unter denen, die dieser Ansicht sind, es aufrichtig meinen. Anderseits bin ich aber auch überzeugt, daß viele von ihnen das Knieen beim Beten einfach aus dem Grunde unterlassen, weil sie sich desselben schämen. Ihr Stolz läßt es ihnen nicht zu, ihre Kniee zu beugen und damit vor der Welt ihre Abhängigkeit von dem Herrn anzuerkennen. Im Grunde genommen schämen sie sich eigentlich nicht des Knieens, sondern des Heilandes, dessen Jünger sie doch sein möchten, und es trifft sie der Ausspruch Christi: „Wer sich aber meiner und meiner Worte schämet unter diesem ehebrecherischen und sündigen Geschlecht, des wird sich auch des Menschen Sohn schämen, wenn Er kommen wird in der Herrlichkeit des Vaters mit den heiligen Engeln." (Mark. 8, 38.) Solche wird auch ihr Gewissen der Heuchelei beschuldigen, wenn sie ihre falsche Scham mit der Ausrede zu verdecken suchen: „Wir unterlassen das Knieen, damit man uns nicht für katholisch hält."

Der Mißbrauch, den viele Katholiken mit dem Knieen beim Gebet treiben, hebt den rechten Gebrauch nicht auf. Könnte man nicht auch sagen: „Weil die Pharisäer beim Gebet standen, thut man besser daran, zu knieen, damit man sich nicht den Anschein giebt, man sei ein Pharisäer.“ Das Knieen ist so wenig katholisch, als das Stehen pharisäisch. Hingegen katholisch (im schlimmen Sinne des Wortes) und pharisäisch ist es, wenn man mit seinem Knieen oder Stehen vor Gott ein Gepränge treibt. Solches Thun verurteilt Christus mit den Worten: „Wenn du betest, sollst du nicht sein, wie die Heuchler, die da gerne stehen und beten in den Schulen und an den Ecken auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gesehen werden. Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin.“ Gott wohlgefällig aber ist der, welcher in Demut und Herzenseinfalt seine Kniee vor dem Herrn beugt, sei er denn Protestant oder Katholik. Bei den Christen der ersten Jahrhunderte hieß es: „Wenn wir die Kniee beugen, so zeigen wir damit an, daß wir uns demütigen und in den Willen Gottes ergeben, und wenn wir uns nach vollendetem Gebet aufrichten, so geschieht es in dem Bewußtsein, daß wir, durch die Sünde zu Boden gedrückt, uns wieder erheben durch die Barmherzigkeit des Herrn.“ Das Knieen war bei ihnen durchgehends im Gebrauche. Nicht bloß im Kämmerlein, sondern auch in den öffentlichen Gottesdiensten knieten sie beim Gebet und zwar ohne Unterschied des Standes und Geschlechts. Nur an den Tagen, welche besonders dem Andenken an den auferstandenen Heiland geweiht waren, beteten sie bei ihren Zusammenkünften stehend, dessen eingedenk, daß Christus durch

Seine Auferstehung den gefallenen Menschen wieder zum Himmel aufgerichtet habe. Wir ersehen hieraus, daß die Stellung, die sie beim Beten einnahmen, ihnen nicht eine bloße Sache der Gewohnheit war. Sie hielten strenge darauf, daß die äußerlichen Gebärden beim Gebet immer lautere Kundgebungen des inwendigen Menschen seien. Wo sie Ursache zu der Annahme hatten, daß sich Heuchelei mit untermenge, da eiferten sie gegen das verderbliche Scheinwesen und rügten die Unlauterkeit der sich Verstellenden.

Es ist wünschenswert, daß in den christlichen Kreisen der Gegenwart dieser Geist sittlicher Zucht, welcher die ersten Christengemeinden beseelte, wieder mehr zu seinem Recht komme. Oder irre ich mich, wenn ich sage, daß unter der Zahl derer, die das Gebet keineswegs vernachlässigen, verhältnismäßig wenige von dem Bewußtsein durchdrungen sind, daß zum Beten im Geist und in der Wahrheit auch das gehöre, daß die äußern Formen und Gebräuche, die man beim Gebet beobachtet, im Einklang stehen müssen mit der Gesinnung des Herzens? Wie mancher faltet z. B. tagtäglich die Hände zum Gebet, ohne je einmal zu bedenken, daß diese sinnbildliche Handlung nur dann Wert hat, wenn damit wirklich ein Wegthun alles andern, ein andächtiges Zusammenschließen der Gedanken, ein gläubiges sich Versenken in die Gemeinschaft mit Gott, ein freiwilliges sich Unterwerfen unter den Willen des Herrn verbunden ist. „Aber ich bitte dich," höre ich einwenden, „soll man denn jedesmal, wenn man sich zum Gebete anschickt, es sich selbst und dem lieben Gott vorhalten: Mein Knieen, mein Stehen, mein Händeaufheben

oder Händefalten u. s. w. hat jetzt diese oder jene Bedeutung, ist der Ausdruck meiner Demut, meiner Ehrfurcht, meines gläubigen Verlangens 2c.? Durchaus nicht! Ein solches Thun wäre etwas Erkünsteltes und Berechnetes und schon aus diesem Grunde, abgesehen von allem andern, verwerflich. Aber darüber soll man wachen, daß die äußere Stellung, resp. die leiblichen Uebungen beim Gebet nicht etwas Inhaltsloses und Leeres seien, sondern daß sie in inniger Beziehung stehen zu dem inwendigen Menschen des Herzens, daß sie die wahren Empfindungen und Stimmungen der Seele wiederspiegeln. Es gilt auch hier, das Wort des Apostels zu beherzigen: „Ich ermahne euch, liebe Brüder, durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr euere Leiber begebet zum Opfer, das da sei lebendig, heilig und Gott wohlgefällig, welches sei euer vernünftiger Gottesdienst. Denn nichts ist unvernünftiger, als ein gedankenloser, toter Formalismus beim Gebet.

Bei den heiligen Männern Gottes im alten und im neuen Bunde finden wir stets, daß ihre Stellung und ihre Gebärden beim Gebet ihrem Seelenzustande entsprachen. Zum Beleg für diese Behauptung könnten genug Exempel aufgestellt werden. Ich will nur eines anführen, dafür aber ein recht auffälliges. Als der Prophet Elias, entmutigt über den Mißerfolg seiner Arbeit, hinging, wo er hinwollte und in die Wüste floh, betete er dort: „Es ist genug! So nimm nun, Herr, meine Seele; ich bin nicht besser, denn meine Väter.“ Dabei kniete er nicht vor seinem Gott, er streckte auch nicht erwartungsvoll seine Hände aus, sondern er saß unter einem Ginsterstrauche.

Man mag von seinem Gebet halten, was man will, so viel steht fest, daß es ein aufrichtiger Erguß seiner derzeitigen Seelenstimmung war. Und dem entsprach auch seine äußere Stellung. Er heuchelte nicht nach außen eine Stellung, die er in seinem Innern nicht einnahm zu seinem Gott. Als er auf dem Karmel um Regen betete, da bückte er sich zur Erde und that sein Haupt zwischen seine Kniee. Dort flehte er an Stelle seines Volkes um Aufhebung der Strafe, und im Bewußtsein der Sünde und Schuld Israels verbarg er sein Antlitz vor dem Herrn. Das war keine Berechnung, sondern er folgte unwillkürlich dem Drang seines Herzens. So soll es bei jedem sein, der vor Gott tritt; auch die äußere Stellung eines Bittenden soll Herzenssache sein. So war es bei dem kananäischen Weiblein, das vor Jesu niederfiel. Es sei also auch bei dir, lieber Leser.

3. Keine unnützen Worte.

Sie kam aber und fiel vor Ihm nieder und sprach: „Herr, hilf mir!“ Aufs neue bringt die Kananäerin ihr Anliegen vor den Heiland. In der denkbar kürzesten Weise thut sie es. „Herr, hilf mir!“ Nur drei einsilbige Wörtchen sind's und doch — welch ein Inhalt! Mit dem Majestätstitel „Herr“ redet sie Christum an. Sein Schweigen und Zaudern hat sie in dem Glauben, daß Er der sei, für welchen sie Ihn von Anfang an hielt, nicht irre gemacht. Zuversichtlicher, als zuvor, wendet sie sich an Ihn, als als Den, welcher die Macht hat, ihr zu helfen; hoch erhaben über alle andern Aerzte steht Er vor ihrem Auge. Zugleich aber anerkennt sie mit dem Titel,

den sie Ihm beilegt, daß Er ein Recht habe, sie abzuweisen. Aber im Gefühl, daß Er dies nicht thun werde, setzt sie hinzu: „Hilf mir!“ Sie unterläßt es, Ihm noch einmal ihre Not zu schildern. Er kennt ja ihre Lage, darum hält sie es für überflüssig und unangemessen, das früher Gesagte zu wiederholen. Auch schreibt sie dem Herrn weder die Art und Weise, noch die Zeit vor, wie und wann Er ihr helfen solle. Beides stellt sie Ihm anheim in dem Bewußtsein: „Ich habe kein Recht, Ihm Vorschriften zu machen, und Er weiß besser, was mir frommt, als ich selbst.“ Gerade deshalb aber kommt der Hilferuf nur um so ernster und dringender über ihre Lippen.

Wie verschieden ist dieses Weiblein von den lästigen Gewohnheitsbettlern, die nie genug Worte machen können, um ihren Zweck zu erreichen. Schon oft hat es meinen Aberwillen erregt, wenn Leute zu mir kamen, die mir ihr Klagelied in allen Tonarten vortrugen und ihr Elend in den grellsten Farben vor die Augen malten. Ich kann mich in solchen Fällen des Gefühls nicht erwehren: „Diese Leute sind nicht halb so schlimm daran, wie sie thun; wenn ihr Jammer wirklich so herzzerreißend wäre, wie sie vorgeben, so würde sich ihr Herz in weniger Worten Luft machen.“ Ein Ertrinkender unterhält die am Ufer Stehenden nicht mit einer Schilderung seiner Lage, sondern stößt kurze, aber Mark und Bein durchdringende Hilferufe aus. Doch das nebenbei bemerkt. Was ich eigentlich sagen wollte, ist das, daß so viele, welche beim Herrn Hilfe suchen, mehr jenen wortreichen Bettelleuten gleichen, als dem kananäischen Weibe. Da kommen sie und machen dem lieben Gott erst eine Menge Komplimente. Dann erzählen

sie Ihm, was sie alles haben erdulden und leiden müssen und rücken schließlich mit ihren Wünschen heraus. Wem käme dabei nicht das Wort des Heilandes in den Sinn: „Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern, wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhöret, wenn sie viele Worte machen. Darum sollt ihr ihnen nicht gleichen. Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr Ihn bittet."

Es ist geradezu erschrecklich, wie viel Mißbrauch mit Worten getrieben wird im Gebet. Vor Jahren kam nach einer Gebetsstunde ein Mann zu mir und bat mich: „Machen Sie doch den lieben N. einmal aufmerksam auf das Gebot: ‚Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der Seinen Namen mißbraucht.'" Ich fragte den Bittsteller: „Warum soll ich das thun?" — „Ei," sprach dieser, „haben Sie denn nicht bemerkt, wie oft der N. heute Abend den Namen Jesu im Munde geführt hat? Drei Minuten betete er, und in dieser kurzen Zeit hat er nicht weniger als 58 Mal ‚Herr Jesu' gesprochen, und außerdem bediente er sich häufig noch anderer Anreden." — „Nein, ich bin in dieser Hinsicht nicht so aufmerksam gewesen, wie Sie," antwortete ich, „doch Ihrem Anliegen ist ja leicht abzuhelfen. Da steht der N. noch; kommen Sie mit mir und sagen Sie ihm selbst, was Sie gegen ihn auf dem Herzen haben." Der Mann folgte meinem Rat, wenn auch nicht ohne Sträuben. Nachdem er dem N. seine Sünde vorgehalten, bemerkte dieser ganz erstaunt: „Verhält es sich wirklich so, wie du sagst? Ich habe bis jetzt gar nicht gewußt, daß ich eine so üble

Gewohnheit an mir habe. Das thut mir aufrichtig leid; ich will mich in Zukunft vor dem Fehler hüten."

Freund N. hat leider viele Brüder und Schwestern. Ich glaube, das dritte Gebot wird beinahe eben so häufig von betenden (?), als von fluchenden Menschen übertreten. Denn wohlverstanden, nicht allein das gedankenlose Gebrauchen des Namens Gottes, sondern das seelenlose Reden beim Gebete überhaupt ist eine Versündigung gegen das angeführte Gebot. Wenn ein Mensch betet, aber seine Seele ist nicht in dem Gebete, so ist dieses bloßes wirkungs- und bedeutungsloses Lippenwerk. Vor solchen mechanischen, meistens in die Länge gezogenen Gebeten, bei denen die Worte, ob sie auch noch so korrekt gesetzt und gewählt sind, doch so hohl und leer klingen, warnt der Heiland nachdrücklich in dem oben angeführten Spruche. Er vergleicht dieselben mit dem Plappern der Heiden und deutet damit an, daß man durch solche wortreiche, aber inhaltslose Gebete den Vater im Himmel auf ein und dieselbe Stufe stelle mit den Götzen, die nicht sehen und hören können. Wir sollen uns also im Gebete vor allen überflüssigen Worten hüten, dessen eingedenk, daß wir einst am Tage des Gerichts Rechenschaft ablegen müssen von einem jeglichen unnützen Wort, das wir geredet haben.

Hoffentlich wird nun unter den Lesern dieses Büchleins sich keiner befinden, der geneigt wäre, aus dem bisher Gesagten den Schluß zu ziehen, daß jedes aus wenig Worten bestehende, kurze und bündige Gebet ein ernstes, Gott wohlgefälliges sei, alle langen, viele Worte umfassenden Gebete dagegen verwerflich seien. Es giebt Leute, die nie sparsamer mit ihrer Zeit umgehen, als wenn sie

sich anschicken zu beten. Da haben sie's immer sehr pressant und halten's mit dem Gebet, wie mit einem Geschäft, das man so schnell als möglich abwickelt. Sie mögen und wollen das Beten nicht ganz unterlassen, denn dazu sind sie zu religiös; aber sie haben auch keine rechte Freude am Gebet, weil es ihnen an der rechten Frömmigkeit gebricht. Ihre Hast und Eile entschuldigen sie gewöhnlich mit dem Hinweis auf die Warnung des Heilandes in Matth. 6, 7. 8. In solchen Fällen trifft das Wort zu: „Wer sich entschuldigt, klagt sich an," denn Entschuldigungen dieser Art sind ein Beweis dafür, daß die Betreffenden es wohl fühlen, mit ihren Gebeten sei es nicht bestellt, wie es sein sollte. Ihr eigenes Gewissen bezeugt ihnen, daß ihr Beten kein Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit ist. Es fehlt demselben die rechte Würze, das Herzliche und Innige, was doch die Hauptsache beim Gebete ist. Da mögen denn der Worte noch so wenige sein, es sind ihrer doch zu viele, weil eben keine Seele in ihnen ist.

Anderseits darf auch nicht jedes lange Gebet ein „Plappern" genannt werden. Hat doch der Herr selbst, welcher Seine Jünger das kurzgefaßte Vaterunser beten lehrte, oft sehr lange gebetet. Man denke z. B. daran, daß Er, bevor Er Seine zwölf Apostel erwählte, eine ganze Nacht hindurch im Gebete verharrte. Sollte Er nicht bei diesem Anlasse dieselbe Bitte mit den nämlichen oder veränderten Worten öfters ausgesprochen haben? Ferner lese man Sein hohepriesterliches Gebet. (Joh. 17.) Hier kehrt die Bitte um das Einssein der Gläubigen mehrmals wieder. Warum läßt es Christus nicht bei einem einmaligen Aussprechen derselben bewenden? Wer möchte so fragen?

Fühlt man es nicht den Worten ab, wie sehr der Gegenstand, von dem sie handeln, Sein Hohepriesterherz bewegt? Er kann nicht anders, Er muß dieses Sein besonderes Anliegen immer wieder vor den Vater bringen. Dasselbe Recht wie Er, haben auch wir. Obwohl der himmlische Vater zum voraus alles weiß, was wir bedürfen, so ist es uns doch nicht gewehrt, vor Ihm das Herz auszuschütten, mit ihm zu reden, wie ein Freund mit seinem Freunde, wie ein Kind mit seinem Vater redet. Wollte man aus solcher Freundes- und Kindessprache jedes Wort, das als überflüssig erscheint, verbannen, so würde man damit den intimen Verkehr zwischen den Betreffenden stören und das Belebende, das Anziehende und Vertrauliche von demselben ausschließen. Nicht anders ist's beim Gebete. Ein jedes Kind Gottes hat deshalb das Vorrecht, mit seinem Vater im Himmel so lange zu reden, als es das Bedürfnis hat, sich auszusprechen. Und gewiß wird der Herr so lange auf sein Gebet hören, als sich in seinen Worten der Pulsschlag seines Herzens kund giebt. In einem Falle jedoch ist das Recht, dem Bedürfnisse seines Herzens in laut gesprochenen Worten zu genügen, ein beschränktes. Wenn man im Vereine mit andern betet, die darauf warten, von demselben Rechte Gebrauch machen zu können, so gebietet es die Liebe, daß man den Drang seines Herzens mäßige, damit nicht andere in ihrem Rechte verkürzt und um den erwarteten Segen gebracht werden.

Ob du nun dein Anliegen mit viel oder wenig Worten vor den Herrn bringst, lieber Leser, sorge dafür, daß du nicht zu denen gehörest, von welchen geschrieben steht: „Dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde und ehret mich

mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir.“ Lege dein Herz in deine Worte, dann wird dein Gebet vor Gott taugen; es wird sein wie ein Räuchopfer, und deiner Hände Aufheben wie ein Abendopfer. (Psalm 141, 2.) Siehe, der Umstand, daß die Kananäerin ihr Herz reden ließ, gab ihrer Bitte nicht nur den rechten Inhalt, sondern auch die rechte Form. In einem Stoßseufzer machte sie ihrem bewegten Gemüte Luft, und dieser Seufzer wirkte gewaltiger und mächtiger, als ein langes, ausführlich begründetes Bittgesuch es vermocht hätte.

VII. Die Demütigung.

Aber Er antwortete und sprach: Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde. Matth. 15, 26.

1. Ein hartes Wort.

„Du bist mir verwandelt in einen Grausamen," so klagte einst Hiob wider Gott, und wir wissen, menschlicher Ansicht nach hatte er Ursache dazu. Es war eine furchtbar schwere und harte Prüfung, welche Gott über den edeln Dulder hatte kommen lassen, und doch, bei alledem hatte der Herr nicht Gedanken des Leides, sondern des Friedens mit Seinem Knechte. Solche Friedensgedanken hatte der Heiland auch gegen die Kananäerin, als Er ihr auf ihre flehentliche Bitte das harte Wort zur Antwort gab: „Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde." Denn sagen wir's nur gleich: Obwohl Er sich wunderlich gegen sie stellte, so meinte Er's doch sehr gut mit ihr. Trotzdem — das Wort hat einen harten Klang und versetzt einen in Erstaunen. Wie konnte Er, der sonst so freundliche und holdselige Jesus, der da gesagt hat: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken," und: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig," sich einer so verletzenden Redeweise bedienen?

Einen Menschen, und sollte er auch ein unwissender Heide sein, mit einem Hunde vergleichen, ist das nicht absurd, zumal in einem Lande, wo dieses Tier so verachtet und gemieden wird, wie im Orient? Nun, zunächst wollen wir uns sagen, daß nach dem Urteil der feinen und höflichen Adamskinder manches unstatthaft ist, was in den Augen des Herrn durchaus kein Verstoß gegen die Schicklichkeit ist, und umgekehrt, daß wir vieles für fein und löblich halten, was vor Ihm geradezu verdammungswürdig ist. Gott sei Dank, daß Er sich in der Behandlung der Menschen nicht nach dem sogenannten „guten Ton" richtet, sondern nach dem Gesetz der Liebe. Die rechte Liebe ist aber stets wahr, und die Wahrheit ist unter Umständen sehr scharf und für unsere empfindlichen Ohren beleidigend. Was ist aber besser: zuckersüßes Gift, das den Menschen tötet, oder bittere Pillen, welche ihm sehr heilsam sind? Gar mancher ist schon durch Schmeicheleien ruiniert worden, während er durch anscheinend harte aber wahre Worte hätte gerettet werden können. „Die Wahrheit wird euch frei machen," sagt der Heiland in Joh. 8, 32, und nicht weit davon: „Ich bin die Wahrheit." Darum: „So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei." Mich dünkt, daß Christus die Kananäerin auf die Höhe rechter Freiheit führen wollte, der Freiheit, welche unzertrennlich verbunden ist mit der völligen Abhängigkeit von Ihm. Zu solcher Freiheit gelangt man nur durch den Glauben. Je größer unser Glaube an Ihn, desto größer auch unsere Freiheit. Und gerade auf die Vermehrung und Stärkung ihres Glaubens hatte Jesus es abgesehen, indem Er die abermalige Prüfung über das Weib verhängte. Wie der

herrliche Palmbaum in magerem Boden und in der größten Sonnenhitze, in welcher andere Pflanzen verdorren, am besten gedeiht: so wächst und erstarkt auch der wahre Glaube am meisten in der Hitze der Trübsal und unter den Demütigungen, welche der Herr über die auf Ihn Vertrauenden verhängt.

Aber hätte denn der Heiland nicht auch durch mildere, freundlichere Worte denselben Zweck bei dem Weiblein erreichen können? Gewiß hätte Er doch der unglücklichen Heidin den Unterschied zwischen ihren Volksgenossen und den Kindern Israels auf eine zartfühlendere Weise vorhalten können. Allerdings, aber es ist zu bemerken, daß dann die Wirkung Seiner Antwort gewiß auch eine andere gewesen wäre. Je größer die Demütigung war, desto größer und herrlicher war auch der Sieg, welchen das Weib in derselben davon trug. Der Herr wußte wohl, wen Er vor sich hatte, wie viel die Hilfe Begehrende ertragen konnte, und demgemäß behandelte Er sie. Bei dir und mir, lieber Leser, hätte Er vielleicht kein so scharfes Mittel angewandt, weil Er sich hätte sagen müssen: „Diese Leute könnten es nicht ertragen, wenn ich sie so hart anfassen, ihnen die Wahrheit so ungeschminkt vorhalten würde.“ Wie ein weiser Erzieher bei seiner Arbeit die Eigenart eines jeden seiner Zöglinge in Betracht zieht und den einen schneller, den andern langsamer zum vorgesteckten Ziele zu bringen sucht: so verfährt auch der Herr mit uns in Seiner Schule. Wir wollen auch hierin von Ihm lernen in bezug auf den Verkehr mit unsern Nebenmenschen. Wie es an einem Baume nicht zwei Blätter giebt, die einander vollkommen gleich sind nach Gestalt und Größe, so giebt

es auf der ganzen Erde auch keine zwei Menschen, die vollkommen gleich geartet sind. Nicht nur äußerlich — dem Leibe, Vermögen, Stand und Alter nach — sind die Menschen verschieden, sondern auch innerlich, in ihrer Gesinnung und ihrem Charakter. Wollen wir nun andern recht zum Segen gereichen und durch sie Segen empfangen, ist es uns aufrichtig darum zu thun, ihnen behilflich zu sein zur Seligkeit: so müssen wir im Verkehr mit ihnen Rücksicht nehmen auf ihre besondere Eigenart, denn ohne dies können wir ihnen nicht auf die Weise nützlich sein, wie es ihnen am zuträglichsten ist.

Fassen wir nun das anscheinend harte Wort des Heilandes noch einmal ins Auge. Was will Er eigentlich dem Weibe mit demselben sagen? Etwa: „Ich kann und darf und will dir nicht helfen, weil du nicht zu den Verlorenen aus dem Hause Israel gehörst, sondern eine Heidin bist?“ Nein, so weit geht Er nicht. Aber eine Aufforderung zur Geduld ist Seine Antwort auf die stürmische Bitte der Kananäerin. Also warten sollte sie. Warten, geduldig sein — weißt du, was das heißt, lieber Leser? Hast du's schon einmal erfahren, wie es thut, wenn man fast vergeht vor Sehnsucht und Erwartung, und es wird dann einem das ersehnte Ziel plötzlich wieder in weite Ferne gerückt? Ich gestehe es offen: Mir fällt nichts so schwer, als das, geduldig zu sein im wahren Sinne des Wortes, d. h. nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich stille zu sein zum Herrn, wenn mir alles wider den Strich läuft. „Ach, da geht es dir ja gerade so, wie mir,“ wird mancher von denen, welche diese Zeilen lesen, im stillen denken. Ein solcher wird aber auch so gut, wie ich, es

wissen, daß es „ein köstliches Ding ist, geduldig sein und auf die Hilfe des Herrn hoffen.“

Die Geduld gehört mit zur Reife des christlichen Lebens; sie ist eines der Hauptmerkmale eines geförderten Christenstandes. Darum giebt auch der Herr den Seinen so reichlich Gelegenheit, sich in der Geduld zu üben. Er will Helden aus uns machen, denen Er einst den Ueberwinderlohn zu teil werden lassen kann. „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die Ihn lieb haben.“ Aber nicht erst in der Ewigkeit, sondern auch hienieden schon trägt die Geduld reichen Gewinn davon. Ein feines Sprüchlein lautet also:

Wer Geduld und Demut übet
Und sich denen recht ergiebet,
Kann in Glück und Unglücksschein
Immer gutes Mutes sein.

Ein guter Mut aber ist ein täglich Wohlleben, während ein Betrübter nimmer einen guten Tag hat. (Sprüche 15, 15.) Ferner: An einem Geduldigen hat nicht nur der liebe Gott Sein Wohlgefallen, er steht auch bei seinen Mitmenschen in Achtung und übt einen segensreichen Einfluß auf sie aus.

Es fällt mir da eben der Name eines lieben Mannes ein, der seiner Zeit wegen seiner Fröhlichkeit etwas anrüchig war bei einer Anzahl Gläubigen um ihn her. Diese letzteren, die in ihrer Art fromm waren, aber etwas Kopfhängerisches an sich hatten, konnten es nicht recht begreifen, daß der Mann ein Kind Gottes sei, weil seine Fröh-

lichkeit manchmal fast in Ausgelassenheit überging. Namentlich eine Krankenwärterin, die sieben Tage in der Woche ein essigsaures Gesicht zur Schau trug, nahm oft Anstoß an dem Bruder „Lustig“ und ließ ihrem abschätzigen Urteil über ihn ziemlich freien Lauf. Der Mann nun hatte — die freundlichen Leserinnen werden mir hoffentlich nicht böse werden, weil ich's sage — eine wahre Xantippe zum Eheweib. Nun begab sich's, daß dieses bitterböse Menschenkind sehr krank wurde, und der Bruder „Lustig“ sah sich genötigt, jene ihm abholde Krankenwärterin zu Hilfe zu rufen. Sie kam und blieb 4 Wochen in dem Hause. Während dieser Zeit mußte sie es nun von Tag zu Tag mit anhören und sehen, wie die Frau ihren Mann auspudelte und herunter machte, so oft er an ihr Bett kam, um ihr allerlei Liebesdienste zu erweisen, und wie er dabei geduldig war und blieb, wie ein Lamm. Nicht ein bitteres Wort kam über seine Lippen; bei allem Ungemach, das über ihn erging, blieb er gelassen und freundlich. Der Wärterin aber riß hundertmal der Geduldsfaden entzwei im Laufe eines Tages. Dabei verlernte sie es aber auch, geringschätzig von dem geplagten Manne zu denken, und als später wieder einmal einige ihrer Freunde eine abschätzige Bemerkung über den Bruder „Lustig“ machen wollten, wehrte sie es ihnen und sprach: „Schweigt nur, wir alle haben Ursache, uns vor ihm zu schämen. Der Mann ist ein Christ, wie ich weit und breit keinen zweiten kenne; ich sage euch, Hiob kann nicht geduldiger gewesen sein, als er.“ Das war ein schönes Zeugnis, nicht wahr? Und das war nicht alles. Es kam noch dazu, daß jene Krankenwärterin und ihre Ge-

sinnungsgenossen von der Zeit an sich allen Ernstes bemühten, es dem Bruder „Lustig" punkto der Geduld gleich zu thun.

Weil nun die Geduld so etwas Schönes und Kostbares ist, so danke dem Herrn, lieber Leser, wenn Er allerlei Geduldsproben über dich verhängt. Du darfst getrost glauben, daß Er dir nicht mehr auflegen wird, als du ertragen kannst. Darüber, wie Er in Seiner Weisheit und Liebe einem jeden das Seine zuteilt, nicht zu viel und nicht zu wenig, sondern gerade so viel, als nötig und zuträglich ist, ließe sich manches sagen. Allein, wir sind schon zu weit von unserer Geschichte abgekommen, und es ist Zeit, daß wir den Faden derselben wieder aufnehmen.

Man ist leicht geneigt, über der scheinbaren Härte des Heilandes das Licht- und Trostvolle, das in Seiner Antwort an das kananäische Weib liegt, zu übersehen. Diesem wollen wir noch weiter nachspüren.

2. Der Hoffnungsschimmer.

Wir haben bereits vernommen, daß die Antwort des Heilandes an die Kananäerin nicht eine Verweigerung Seiner Hilfe war, sondern eine Aufforderung zur Geduld. Diese Ansicht wird begründet durch den Bericht des Markus, welcher meldet, daß Christus dem: „Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hündlein,"*) das Wort voransetzte: „Laß zuvor die

*) So lautet der Grundtext, nicht „Hunde". Die Juden nannten die Heiden Hunde. Jesus bediente sich dieser Ausdrucksweise, verwandelte aber den Ausdruck in „Hündlein". Diese hatten vor den großen Hunden, die wild und herrenlos in den Straßen umher

Kinder satt werden!“ Eine solche Aufforderung zur Geduld schließt aber ein Versprechen in sich. So ist's wenigstens bei dem Herrn, denn Er ist nicht den Menschen gleich, welche den Hilfesuchenden keine abschlägige Antwort geben mögen, und deshalb die Armen auf später vertrösten, ohne sich jedoch verbindlich zu machen, dann auch wirklich zu helfen. Nein, bei Ihm weiß man jederzeit, woran man ist. So demütigend und niederschlagend die Antwort Jesu für die Kananäerin einerseits auch war, so war sie andererseits doch sehr tröstlich, weil verheißend. Die Hoffnung des Weibes bekam dadurch einen festern Halt. Bis dahin hatte die bekümmerte Mutter nur gewußt, daß Jesus helfen könne, daß Er schon vielen Unglücklichen geholfen habe, und daß es keine Krankheit gebe, die Er nicht heilen könne; jetzt aber wußte sie, daß Er auch ihr helfen wolle und werde. Nur das „Wann“ war noch unbestimmt für sie.

So führt Jesus die Seelen von Stufe zu Stufe; so stärkt und vermehrt Er die Hoffnung derer, die auf Ihn trauen. Der scheinbar so grausame und abstoßende Heiland — wie ist Er doch so freundlich und gütig! So ganz anders als die Welt, welche die Ihrigen mit süßer Miene anzieht, ihnen huldigt und schmeichelt, sie umgaukelt und bethört und dann — mit einem Schlage ihre Hoffnung

liefen und sich von weggeworfenen Abfällen nährten,* das voraus, daß sie als Haustiere gehalten wurden. Selbst für den Fall also, daß der Herr das von Markus berichtete Wort: „Laß zuvor die Kinder satt werden!“ nicht gesprochen hätte, läge immer noch in dem Ausdrucke „Hündlein“ etwas Verheißendes, insofern nämlich, als man für zum Hauswesen gehörende Tiere zu sorgen verpflichtet ist.

Anmerkung des Verfassers.

zertrümmert. Die Welt giebt nur, um zu nehmen, sie zieht ihre Opfer an, um sie ins Verderben zu stoßen; sie ist herzlos bei all ihrer erheuchelten Weichherzigkeit. Von den Tausenden und Abertausenden, die sich je und je in ihre Arme geworfen haben, hat noch keiner Ruhe bei ihr gefunden, sondern Täuschung nur und Trug. Wer seine Hoffnung auf die Welt setzt, der ist verloren; wer aber auf den Herrn hoffet, den wird die Güte umfangen. Es ist wahr, Christus führt die Seinen gern in die Tiefe, hinab ins Thal der Demut. Und der Weg dahin ist schmal und steil, dornig und rauh, er entlockt manchen Seufzer und verursacht oft Thränen. Aber drunten findet man grüne Auen, da sprießen die Blümlein der Gnade, da quillen die Brunnen lebendigen Wassers. Wir sollen uns immer wieder sagen: „Wen der Herr groß und glücklich machen will, den demütigt Er." Ja, ich wage zu behaupten: Er kann nicht anders; wenn Er uns zu dem machen will, was wir sein müssen, um wahrhaft glücklich zu sein, so muß Er uns demütigen. Diese Wahrheit will freilich den meisten Leuten nicht einleuchten. Sie sagen (oder wenn sie es nicht aussprechen, so denken sie es, und man kann es ihnen ansehen), daß nichts sie so unglücklich, so unzufrieden und verdrießlich mache, als Demütigungen. Darüber braucht man sich nicht zu verwundern, so wenig, wie man sich wundern wird, wenn einer, dem der Arzt einen tiefen Schnitt ins faule Fleisch macht und die Wunde mit Höllenstein ausbrennt, die Zähne auf einander beißt und denkt: „Hätte ich gewußt, wie das schmerzt, so würde ich mich doch noch einmal besonnen haben, ob ich mich der Operation unterziehen wolle." Daß für uns sündige

Menschenkinder jede Demütigung mit Schmerzen verbunden ist, liegt in der Natur der Sache und bedarf keiner weitern Erörterung. Allein, wie ein irdischer Arzt in vielen Fällen ein körperliches Uebel nicht anders beseitigen kann, als durch eine schmerzhafte Operation: so kann uns auch der himmlische Arzt die Demütigungen nicht ersparen, wenn wir gründlich geheilt werden wollen von dem Uebel aller Uebel, der Sünde.

Und es ist gut, daß Er uns gewöhnlich nicht fragt, ob wir die Demütigungen über uns ergehen lassen wollen oder nicht. So viel ist jedoch gewiß, daß Er die Menschen nicht von Herzen plaget und betrübet. Er ist nicht wie wir, die wir uns gegenseitig mannigfaches Leid zufügen, das wir einander füglich ersparen könnten und sollten. Wo Er den heilsamen Zweck, den Er im Auge hat, anders erreichen kann, als durch Demütigungen, da thut Er's. Und wenn Er einen demütigt, so geschieht es nicht, ohne daß Er einem zugleich das Gelingen der Kur in Aussicht stellt, sofern man sich beugt unter Seine gewaltige Hand und ihm in Geduld stille hält. Hoffen dürfen, sollen und können wir; ja, wir sollen und können sogar fröhlich sein in Hoffnung. Der Herr weiß wohl, daß wir ohne Hoffnung nicht leben können, daß in dem Augenblicke, da Er uns jegliche Hoffnung rauben würde, unser Glaube ersterben müßte. Darum verbindet Er mit jeder Demütigung eine Ermutigung, mit jeder Forderung eine Verheißung. Zum Beleg für diese Wahrheit könnte ich eine Menge Bibelsprüche anführen; doch es ist besser, wenn die Leser selbst nach solchen Beweisstellen in der Schrift

forschen. Ein Beispiel jedoch mag hier Platz finden und zur Erhärtung des Gesagten dienen.

Als Gott sich den Abraham zum Stammvater Seines Bundesvolkes ausersehen hatte, gab Er ihm den Befehl: „Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will.“ Wie mag dem Abraham zu Mute geworden sein, als er sich vor diese Forderung gestellt sah? Gegen seinen Willen Abschied nehmen zu müssen von allem, was ihm lieb und teuer war, von seinem Vaterlande, seinen Freunden, sogar von seinen nächsten Verwandten, und in ein Land zu ziehen, welches ihm gänzlich unbekannt war: das war in der That etwas sehr Schweres. Wir Kinder des 19. Jahrhunderts, für welche es beinahe keinen Erdstrich mehr giebt, über den wir nicht einige Auskunft erlangen könnten, und denen es, so anders die Mittel und Verhältnisse es erlauben, ermöglicht ist, in weniger als einem Vierteljahr die ganze Erde zu umsegeln können uns gar keinen rechten Begriff machen von der kritischen Lage, in welche Abraham durch den Befehl Gottes versetzt wurde. Wahrlich, diese Reiseangelegenheit war für den Patriarchen zum Verzweifeln. Damit er aber nicht verzweifle, gab ihm Gott die Zusage: „Ich will dir das Land, dahin du ziehen sollst, zeigen,“ d. h. ich will dein Führer sein und dich bis ans Ziel geleiten, und fügte Seinem Befehle die Verheißung bei: „Und ich will dich zum großen Volk machen, und will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und sollst ein Segen sein; ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich

verfluchen, und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden.“ Nicht wahr, das heißt man eine schwere Forderung leicht machen!

Demselben Abraham verwandelte sich Gott später in einen scheinbar Grausamen, als Er von ihm verlangte: „Nimm Isaak, deinen einigen Sohn, den du lieb hast, und gehe hin in das Land Morija und opfere ihn daselbst zum Brandopfer auf einem Berge, den ich dir sagen werde.“ „Ja,“ sprichst du, „und bei diesem Anlasse ließ der Herr Seinem Befehle keine tröstliche Verheißung folgen.“ Nein, aber Er hatte dem Abraham schon vor der Geburt des geliebten Sohnes die Zusage gegeben: „Mit Isaak will ich meinen ewigen Bund aufrichten und mit seinem Samen nach ihm.“ Das war ein Wort, daran der Erzvater in der Stunde der Prüfung sich halten, und darauf er seine Hoffnung gründen konnte: „Gott kann auch wohl von den Toten erwecken.“

Nicht nur das Leben Abrahams, sondern das Leben aller Gottesfürchtigen, mit denen uns die heilige Schrift bekannt macht, war voller Kampf und Streit, Leiden und Trübsale, Prüfungen und Demütigungen; aber überall wird uns gezeigt, wie der Herr niemals einen derselben verzagen ließ, sondern einem jeden Licht und Trost spendete durch Zusagen und Verheißungen dieser und jener Art, welche zur Hoffnung auf Gottes Hilfe und Beistand berechtigten. „Was aber zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben, auf daß auch wir durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben.“ Wer nur Auge, Ohr und Herz offen hält, dem wird es nicht schwer werden, zu erkennen, daß die Wege des Herrn, wenn auch

oft sehr dunkel und selbst für Seine Heiligen wunderlich, doch immer lieblich sind, weil über allen der Stern der Hoffnung blinkt, der uns eitel Freude und Wonne in Aussicht stellt. Wohl wird dieser Stern manchmal durch schwarze Wolken verhüllt, die auch das geübteste Auge nicht zu durchdringen vermag; aber deswegen ist er doch nicht erloschen, die Wolken zerteilen sich immer wieder, und dann strahlt er einem aufs neue entgegen, mit seinem milden Glanze dem Herzen Zuversicht und Vertrauen einflößend.

VIII. Glänzend bewährt.

Sie sprach: Ja, Herr, aber doch essen die Hündlein von den Brosamlein, die von ihrer Herren Tische fallen. Matth. 15, 27.

1. Das Zugeständnis.

Vor Jahren predigte ich einmal über Matth. 23, 37: „Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt sind! Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt!“ Der Eingang zu meiner Rede bestand aus einem Hinweis auf Jesaias 1, in welchem Kapitel u. a. geschrieben steht: „Ein Ochse kennet seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennet es nicht, und mein Volk vernimmt es nicht.“ Zu meinen Zuhörern gehörte ein Schneidermeister, dessen Hochmut mindestens so groß war, als der des Riesen Goliath. Dieser Mann nahm an der Anführung obiger Schriftstelle gewaltigen Anstoß und schwur in seinem Zorn, mir bei günstiger Gelegenheit meinen Pfaffenstolz gehörig austreiben zu wollen, weil ich die Frechheit gehabt habe, meine Zuhörer samt und sonders Ochsen und Esel zu heißen. Und richtig, als ich bald darauf den Kleiderkünstler besuchte, ließ er seinen

Ingrimm auf mich los. Doch es gelang mir, ihn zu beruhigen. Dabei leistete mir die Geschichte von dem kananäischen Weibe gute Dienste. Ich konnte mich da hinter den Heiland verbergen, und der Schneidermeister wurde ganz kleinlaut. Als ich dann vor meinem Weggange noch Hose und Weste bei ihm bestellte, ward der Mann die Freundlichkeit selber, bat mich einmal ums andere um Verzeihung wegen seiner Grobheit und meinte, wenn er die Sache recht überlege, so müsse er sagen, daß er eigentlich noch dümmer gewesen sei, als ein Esel, weil er sich durch Gottes Wort so in den Sturm habe jagen lassen.

Der geneigte Leser wird schon gemerkt haben, worauf die Anekdote abzielt. Daß ich mit derselben nicht den vielgeplagten und oft bespöttelten Schneidern einen Hieb versetzen will, wird mir hoffentlich jedermann glauben. Einen Hieb aber möchte ich dem alten Menschen versetzen, der so oft in mir und andern sein verderbliches Wesen treibt, sich auflehnt gegen die gewaltige Hand Gottes, oder sich ins Gewand einer nachgeäfften, heuchlerischen Demut verkleidet, was noch viel gefährlicher ist, als offenbarer Trotz und Hochmut. Der Schneider, dessen Charakter ich vorhin mit einigen Worten so obenhin geschildert habe, hat ja leider viele geistesverwandte Kameraden, von denen die meisten ihrem Berufe nach nicht seiner Zunft angehören, wohl aber so bocksbeinig sind, wie ein gehörntes Ziegenböcklein. Wie hätten sich wohl solche Leute an Stelle des kananäischen Weibes verhalten, wenn sie die harte Rede des Heilandes hätten hören müssen? Es ist nicht schwer, diese Frage zu beantworten. Die meisten unter ihnen wären wahrscheinlich in die Höhe geschnellt

und hätten mit zornfunkelndem Antlitz erwidert: „Nun ist's genug, einen Hund lasse ich mich nicht schelten; lieber will ich in meinem Elend verkommen, als eine solche Demütigung hinnehmen."

Ganz anders verhielt sich die Kananäerin. Sie ertrug die Demütigung, weil sie wahrhaft demütig war. Mit den beiden Wörtlein: „Ja, Herr," gab sie zu, daß der Vergleich, welchen Jesus zwischen Juden und Heiden zog, richtig und unanfechtbar sei, obgleich sie das Demütigende, das für ihre Person in demselben lag, wohl fühlte.

In der Zeit der Demütigung wird's offenbar, wes Geistes Kind man ist. Da tritt sowohl der ungebrochene Trotz und Hochmut zu Tage, als auch die wahre und echte Demut. Mit jenen unheimlichen Gästen wollen wir uns hier nicht weiter beschäftigen; wir wollen ihnen nicht einmal die Ehre anthun, sie zu entlarven und in ihrer Häßlichkeit bloßzustellen. Nur den guten Rat möchte ich einem jeden geben, ihnen durch die Gnade Gottes unbarmherzig die Thüre zu weisen. Der ersten unter allen christlichen Tugenden aber, der Demut nämlich, wollen wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Da muß nun leider von vorneherein festgestellt werden, daß die wahre Herzensdemut selten ist, die Scheindemut aber fast überall anzutreffen ist. Diese beiden nun haben, obenhin betrachtet, sehr viel Aehnlichkeit mit einander, sind aber ihrem Wesen nach grundverschieden von einander, so verschieden, wie die Petersilie vom Schierling, die einander auch aufs Haar ähnlich sind, von denen aber das eine ein würziges Suppenkraut ist, das andere hingegen tötliches Gift. Es ist deshalb durchaus nötig, daß wir, ehe wir die rechte Art der Demut

kennen lernen, zuerst von der Abart derselben sprechen. Da ich nun aber kein Gelehrter bin, der sich auf das Bilden abstrakter, d. h. bloß gedachter Begriffe aus dem FF versteht, wohl aber zu den Freunden des Anschauungs-unterrichtes gehöre, so will ich, anstatt von der Schein-demut im allgemeinen zu reden, den geduldigen Lesern eine Reihe von Exempeln, resp. von scheindemütigen Persönlichkeiten vors Auge führen, daran sie dann erkennen können, wie sich die nachgeäffte und scheinbare von der echten, Gott wohlgefälligen Demut unterscheidet.

Als ich vor Jahren in X. meine Antrittspredigt hielt, stellte sich mir nach Schluß des Gottesdienstes eine Frau vor und dankte mir für die schöne, herrliche, überaus erbauliche und lehrreiche Rede, die ich gehalten habe. Zugleich wünschte sie, ich möchte sie doch recht bald besuchen. Ich ließ mir die Adresse meiner Lobrednerin geben und versprach ihr, so bald als möglich zu ihr zu kommen. Ungefähr drei Wochen später suchte ich die Frau auf und wurde aufs freundlichste von ihr empfangen und bekomplimentiert. Nachdem sie mich fast bis in den Himmel erhoben, fing sie an, sich selber schlecht zu machen. „Ach, Sie glauben gar nicht, Herr Prediger," sprach sie unter anderem, „welch ein elendes, miserables Geschöpf ich bin: ich bin gar nicht wert, daß mich der Erdboden trägt." Ich nahm eine sehr ernste Miene an und entgegnete: „Ist's denn wahr, was ich gehört habe?" Auf diese Frage wurde das Weib erst so bleich wie ein Leichentuch; im andern Augenblicke aber schoß ihr das Blut ins Antlitz, und wie ein Strom kam es über ihre Lippen: „So, hat man mich auch schon verklatscht bei Ihnen! Na, ich weiß

wohl, wer mich angeschwärzt hat. Die Lügnerin hätte alle Ursache zu schweigen. Eine schlechtere Person, als die, läuft nicht in der Welt herum. Ich möchte doch wissen, wer mir mit Recht etwas Böses nachreden könnte. Wenn nur alle Leute so fromm und rechtschaffen wären, wie ich. Wären Sie ein Mann Gottes, wie Sie es sein sollten, so hätten Sie der Verleumderin Ihr Ohr nicht geliehen." „Aber Frau N.," erwiderte ich, als ich endlich zu Worte kam, „ich habe ja noch gar nichts über Sie gehört, als was Sie mir selbst mitteilten über Ihre Persönlichkeit. Und weil ich kaum glauben konnte, daß Sie so schlecht seien, wie Sie sich dafür ausgeben, zog ich Ihre Aussage durch meine Frage in Zweifel. Und nun muß ich zu meinem Leidwesen gewahr werden, daß Sie wahrscheinlich sich selbst so herunter gemacht haben in der Hoffnung, Ihr Benehmen werde auf mich den Eindruck machen, Sie seien so demütig, wie ein Engel." Die Frau hat mich von der Zeit an mit ihrer Lobhudelei verschont; sie hat sich aber auch, wenigstens mir gegenüber, nie mehr demütiger gestellt, als sie es war.

Ein anderes Beispiel. Zu dem Lehrerpersonal einer Sonntagsschule gehörte ein begabter Jüngling, der sich durch seine Bescheidenheit und Demut auszeichnete. In den monatlichen Lehrerversammlungen nämlich lehnte er es jedesmal ab, die Ausfertigung eines Aufsatzes zu übernehmen, wenn ihm eine derartige Arbeit aufgetragen wurde. Er entschuldigte sich damit, daß er nicht tüchtig sei, eine solche Aufgabe zu lösen. Im Grunde genommen war er aber etwas träge, und zum andern hörte er es gern, wenn von seiten seiner Mitarbeiter die Bemerkung gemacht

wurde: „Ja, wenn du nicht tüchtig dazu bist, wer von uns sollte es denn sein?“ Dem Vorsteher der Sonntagsschule nun, einem feinen Menschenkenner, kam die Demut des Jünglings etwas verdächtig vor, und er beschloß deshalb bei sich selbst, dieselbe gelegentlich auf die Probe zu stellen. Als wieder einmal eine schriftliche Arbeit ausgegeben werden sollte und jemand den Vorschlag machte, sie dem Jüngling zu übergeben, bemerkte der Vorsteher ganz trocken: „Nein, dem Karl kann man nicht zumuten, daß er die Aufgabe übernehme; er fühlt gewiß selbst, daß es ihm an den nötigen Gaben mangelt, dieselbe in befriedigender Weise zu lösen.“ Das hatte eine ähnliche Wirkung, wie wenn man einem auf ein Hühnerauge tritt. Der Jüngling würgte den Brocken mit Mühe herunter, nach Schluß der Sitzung aber machte er seinem Unwillen über den Leiter der Sonntagsschule hinter dessen Rücken Luft. Da er jedoch keine geneigten Ohren fand für seine Auslassungen, wurde er noch mehr erbittert und legte bald darauf sein Amt als Sonntagsschullehrer nieder.

Aller guten Dinge sind drei. Daher will ich den beiden vorhergehenden Exempeln noch ein weiteres hinzufügen. Haben uns jene gezeigt, daß es Menschen giebt, die den Schein der Demut annehmen und sich selbst erniedrigen, ja wegwerfen, um das Lob ihrer Nächsten zu ernten, so soll dieses darthun, daß es Leute giebt, die sich nur aus Not demütigen.

In X. — der Leser wird entschuldigen, daß ich mit diesem Buchstaben bald den einen, bald den andern Ort bezeichne, deren eigentliche Namen ich aus guten Gründen verschweige — in X. also lernte ich einen Mann kennen,

welcher ein guter Christ sein wollte, der aber alle Ursache gehabt hätte, sich vor manchen Heiden zu schämen. Er war nämlich ein Grobian, der wegen jeder Kleinigkeit mit Weib und Kindern wetterte und tobte, daß einem förmlich die Haare zu Berge standen, wenn man so einen Auftritt mit ansehen mußte. Dieser „streitbare Held“ ließ mich eines Tages rufen, weil seine Gattin in der Nacht sehr schwer erkrankt war. Als ich in sein Haus kam, fand ich den Mann der Verzweiflung nahe. Er winselte wie ein Kranich und warf sich bald auf den Fußboden, dem lieben Gott seine Sünden bekennend und Ihn um Hilfe anrufend, bald über seine kranke Frau, sie um Verzeihung bittend wegen seiner Unmenschlichkeit. Ein Stein hätte sich seiner erbarmen mögen. Mir aber war der Hals wie zugeschnürt; ich hatte das Gefühl: „Hier redet Gott, darum sollst du schweigen.“ Ich betete mit der Kranken und tröstete sie mit dem Trost des Evangeliums. Alsdann verließ ich die Stätte des Jammers, ohne ein Wort mit dem in Thränen zerfließenden Manne gesprochen zu haben. Am andern Tage suchte ich die Kranke wieder auf und siehe da, sie saß im Lehnstuhl und war der Todesgefahr entronnen. Aber das weiße Tüchlein in ihrer Hand war ganz naß von Thränen. Auf meine Frage, weshalb sie weine, antwortete sie verlegen: „Ach, mein Mann hat mir vor einer Stunde die ärgsten Vorwürfe gemacht; er meint, ich hätte mich nur so krank gestellt, um ihn zu ängstigen und zu demütigen.“ Ich war froh, daß der Polterer nicht zugegen war, denn ich hätte mich schwerlich enthalten können, ihm den Text nach Noten zu lesen, und die Folge davon wäre etwa gewesen, daß er,

der sich am Tage zuvor vor Gott und Menschen gekrümmt hatte, wie ein Wurm, mich mit einer Flut von höchst zweideutigen Ehrentiteln überschüttet und dann zur Thüre hinausspediert hätte.

Diesen Geschichten könnte ich leicht noch ein Dutzend ähnliche folgen lassen. Doch genug. Ein jeder, der auch nur ein wenig Menschenkenntnis besitzt, weiß, daß es mehr Menschen in der Welt giebt, die sich mit falscher, nachgeahmter Demut zieren, als solche, die sich mit falschen Brillanten schmücken. Solches Zieren ist aber ein Greuel vor Gottes Augen. Es zeugt von Unaufrichtigkeit und Unlauterkeit des Herzens, ist eitel Heuchelei und darum bodenlose Thorheit. Man thut kein Unrecht, wenn man so einem Scheindemütigen bei guter Gelegenheit die Maske vom Gesicht reißt und ihn wissen läßt, daß einem seine Heuchelei in tiefster Seele verhaßt ist. Aber man bedenke zuvor das ernste Wort des Heilandes: „Was siehest du den Splitter in deines Bruders Auge und wirst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge? Oder wie darfst du sagen zu deinem Bruder: Halt! ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen. Und siehe, ein Balken ist in deinem Auge."

Nun giebt es aber auch Leute, die sich nicht, wenigstens nicht wissentlich, den Schein der Demut geben, von andern aber um gewisser Eigenschaften willen, die sie an ihnen entdeckten, irtümlich für demütig gehalten werden. So kommt es öfters vor, daß von Natur schüchterne, oder dienstfertige, gefällige, liebenswürdige, oder phlegmatische, bequeme Charaktere für demütig angesehen werden. Aber ein stilles, ruhiges Temperament, eine natürliche Gut-

mütigkeit, ein herablassendes Benehmen: das alles ist noch kein Beweis für wahre Demut. Diese ist keine Natur- sondern eine Gnadengabe. Sie stehet auch nicht in Worten oder einzelnen Handlungen, sondern in der Grundrichtung des Herzens, das völlig Gott ergeben ist. Nur derjenige ist im wahren Sinne des Wortes demütig, welcher in allen Stücken sich dem Willen Dessen unterzieht, der, weil Er der Sündlose war, ohne jegliche Selbstüberhebung sagen konnte: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig.“ Darum ermahnt auch der Apostel: „Ein jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war, welcher, ob Er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt Er es nicht für einen Raub, Gott gleich sein; sondern äußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward gleich, wie ein anderer Mensch, und an Gebärden als ein Mensch erfunden. Er niedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz. Wer noch nicht gelernt hat, von Herzensgrund, ohne allen Zwang und ohne alle Nebenabsichten zu sprechen: „Herr, nicht wie ich will, sondern wie Du willst,“ der ist noch nicht wahrhaft demütig; er muß es erst werden. So kann aber nur sprechen, wer aus Erfahrung weiß, was das heißt, ein „zerbrochenes Herz und einen zerschlagenen und zerknirschten Geist“ haben. Wo ein solches sich findet, da verstummt aller eigene Ruhm, und man weiß und anerkennt es: „Durch Gottes Gnade bin ich, das ich bin, und Seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen.“

Der wahrhaft Demütige ist weit davon entfernt, mehr scheinen zu wollen, als er ist; er will aber auch nicht

weniger sein und können, als er ist und zu leisten vermag. Es ist daher immer ein schlimmes Zeichen, wenn jemand beständig seine eigene Unwürdigkeit und sein Unvermögen hervorkehrt. Gewiß, es giebt Zeiten und Gelegenheiten, wo man dies thun darf und soll zur Ehre Gottes. Aber fortwährend sich selbst an den Pranger zu stellen und sein eigenes Sündenregister auszuposaunen, das riecht stark nach jener selbsterwählten Geistlichkeit und Demut, über welche der Apostel in Kol. 2, 23 das Urteil fällt. Ein wirklich demütiger Christ trägt den Kopf nicht zu hoch, aber auch nicht zu tief. Er giebt sich nach bestem Ermessen ehrlich und redlich Rechenschaft über sein Wissen und Können, weil er weiß, daß er nur dann seine Pflichten in der rechten Weise erfüllen kann, wenn er sich selbst, so viel an ihm ist, richtig taxiert. Bei all seinem Thun und Lassen hat er einzig und allein den Willen und die Ehre seines Herrn im Auge. Daher kann er es ertragen, wenn er unverdienter Weise getadelt wird, und er überhebt sich nicht, wenn ihm Lob gespendet wird. Aber es betrübt ihn tief, wenn durch sein Verschulden der Ehre Gottes auf irgend eine Weise Abbruch gethan wird. Alsdann fügt er sich still und gern der Zucht des Heiligen Geistes, der ihn zum Gnadenthron treten heißt und ihm beten und flehen hilft, bis Schuld und Schmerz entflohen sind.

Das kananäische Weib war eine demütige Heldin. Dafür zeugt das Zugeständnis, welches in den beiden Wörtchen: „Ja, Herr“ enthalten ist. Mit demselben räumte sie ein, daß es Unrecht von ihr wäre, wenn sie, die Heidin, den Kindern Israels das Brot entziehen wollte.

Sogleich jedoch ließ sie ihrem Zugeständnis ein „Aber“ folgen und bewies dem Heiland, daß sie als „Hündlein“ doch ein gewisses Recht habe, Seine Hilfe zu beanspruchen. Die Worte: „Aber doch essen die Hündlein von den Brosamlein, die von ihrer Herren Tische fallen,“ zeigen uns, daß die rechte Demut nichts zu thun hat mit Zaghaftigkeit und Kleinglauben, sondern daß vielmehr da, wo wahre Demut zu Hause ist, auch

2. Echtes Vertrauen

zu finden ist. Wie fein und geschickt wußte die Kananäerin die in dem harten Worte Christi verborgene Verheißung hervorzuheben und sich im Verlaß auf dieselbe an den Herrn anzuklammern. Ihr Vertrauen bestand nicht darin, daß sie sich Hoffnungen machte und nun erwartete, Jesus werde dieselben erfüllen, sondern darin, daß sie an der Hoffnung, welche der Heiland durch Seine Verheißung ihr machte, festhielt und daß sie, trotzdem es allen Anschein hatte, ihr Glaube sei ein eitler, nicht an des Herrn Treue zweifelte.

Der Schreiber dieser Zeilen kam einst in ein Trauerhaus, aus welchem ihm einige Tage zuvor noch ein allerliebster, herziger Junge von 1½ Jahren entgegen getrippelt war. Der kleine Otto war das einzige Kind eines lieben, gut situierten Ehepaares gewesen, mit dem ich auf freundschaftlichem Fuße stand. Nun hatte die Rachenbräune, dieser furchtbare Würgengel der Kleinen, den Liebling des Hauses dahingerafft, und der Vater desselben hatte mir Botschaft geschickt, ich möchte doch kommen und seine Gattin, die dem Verzweifeln nahe sei, trösten. Ich

fand die Frau in einem bejammernswerten Zustande. Sie lag auf den Knieen vor der Leiche ihres Söhnchens, rang die Hände und rief einmal über das andere aus: „Ach Otto, ach Otto, mein Kind, mein Kind, mein geliebtes Kind!“ Eine ganze Weile stand ich schweigend neben ihr und ließ meinen Thränen freien Lauf. Endlich legte ich meine Hand auf ihre Schulter, beugte mich zu ihr herab und sprach: „Verzagen Sie nicht, meine Liebe; der Herr, der Ihnen die schmerzlichen Wunden geschlagen, hat auch Balsam, dieselben zu heilen. Er betrübet wohl, aber Er erbarmet sich auch wieder nach Seiner großen Güte.“ Weiter konnte ich nicht reden. Die Trauernde hatte sich erhoben und stand hoch aufgerichtet vor mir. Es war mir, als wolle sie mich mit ihren stieren Blicken durchbohren, als sie entgegnete: „Bemühen Sie sich nicht, mich mit der Handlungsweise Gottes auszusöhnen, es wäre vergeblich. Entweder giebt es keinen Gott, oder wenn einer existiert, so ist Er nicht der Gütige und Barmherzige, sondern ein Grausamer, der Seine Lust daran hat, uns ohnmächtige Menschenkinder zu quälen und zu vernichten. Drei Tage und drei Nächte habe ich unaufhörlich gehofft, gerungen, gefleht und mein ganzes Vertrauen auf Gott gesetzt, und nun sehen Sie hier, wie Er mein Hoffen und Vertrauen zu Schanden gemacht hat.“ Umsonst versuchte ich in jener Stunde, der schwer geprüften Mutter den Trost des Evangeliums einzuflößen. Als ich aber ein Jahr später, am Todestage des kleinen Otto, mit den kinderlosen Eheleuten am Theetisch saß, begann die immer noch Trauernde zu sprechen: „Lieber Herr W., Sie haben doch recht gehabt, als Sie mir am Totenbettchen meines Kin-

des zuflüsterten: ‚Der Herr betrübet wohl und erbarmet sich wieder nach Seiner großen Güte.‘ Ich habe die Wahrheit dieses Wortes im Laufe des Jahres an meinem Herzen erfahren und sehe jetzt auch ein, daß mein vermeintliches Gottvertrauen, das sich in jenen trüben Tagen und Nächten, da mein Kind krank darnieder lag, in so stürmischem Bitten und Flehen äußerte, nicht rechter Art war. Ich erwartete vom Herrn, daß Er meine Wünsche und Hoffnungen, die ich in bezug auf den Otto hegte, in Erfüllung gehen lassen werde, anstatt von Herzen zu sprechen: ‚Dein Wille geschehe‘, und mich an das Wort zu halten: ‚Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.‘ Nun weiß ich, daß der Herr die Seinen züchtigt, weil Er sie lieb hat, und bin stille geworden zu Ihm, der mir hilft. Ich kann jetzt mit Assaph sagen: ‚Dennoch bleibe ich stets an Dir, denn Du hältst mich bei meiner rechten Hand, Du leitest mich nach Deinem Rat und nimmst mich endlich mit Ehren an. Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und nach Erde; wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil ewig.‘“

Siehe, lieber Leser, das ist das rechte Gottvertrauen, das sich in solchen „Aber doch“, „Dennoch“, „Trotzdem“ u. s. w. kund giebt. Der Unglaube führt zwar diese Wörtchen auch mit besonderer Vorliebe im Munde, aber in ganz anderem Sinne, als der Glaube, der sich im kindlichen, lebendigen Vertrauen an den Herrn und Seine Verheißungen hält. Bei jenem heißt es: „Ich weiß zwar, daß Gottes Gebote gut sind, dennoch will ich sie nicht halten.“ Dieser aber spricht: „Deine Forderungen, Herr,

sind wohl schwer, dennoch will ich ihnen nachkommen." Der Kleingläubige giebt zu, daß, wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, wohl geborgen sei; kommt er aber in Not, so gebärdet er sich trotz seines schönen Bekenntnisses schlimmer als manche, welche von der Fürsorge Gottes nichts wissen wollen. Wenn hingegen der wahrhaft auf Gott Vertrauende Ursache hat, zu denken: „Es scheint, als ob die Wogen mich verschlingen, oder die Flammen mich verzehren wollten," so ist er doch getrost, indem er sich an die Zusage hält: „So du durchs Wasser gehest, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen; und so du ins Feuer gehest, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht anzünden."

Das echte Gottvertrauen ist nichts anderes, als das Stillesein zum Herrn. Der Wahlspruch eines kindlich auf Gott Vertrauenden lautet:

Meine Seel' ist stille
Zu Gott, dessen Wille
Mir zu helfen steht.

Bei einem solchen schweigen die Klagen, er wirft alle seine Sorgen in Gottes Schoß; mag kommen, was da will, er nimmt immer wieder seine Zuflucht zum Herrn. Ob dieser sich ihm gegenüber auch hart und wunderlich stellt, wie bei der Kananäerin, und ihm eine Stütze nach der andern zerbricht, so wird er doch nicht müde im Anhalten mit Gebet und Flehen, und dabei weiß er immer neue Gründe anzuführen, um den Herrn zur Hilfe zu bewegen.

Haben wir oben gesagt, daß da, wo wahre Demut zu

Hause ist, auch echtes Gottvertrauen zu finden sei, so müssen wir jetzt noch einen Schritt weiter gehen und sagen: „Nur bei den wahrhaft Demütigen findet sich auch reines, herzliches Gottvertrauen.“

Der Verfasser dieses Büchleins hatte im Jahr 1887 in der schönen Stadt Hamburg Gelegenheit, ein zusammengewachsenes Zwillingspaar zu sehen. Die beiden muntern und in gutem Gesundheitszustande sich befindenden Kinder mußten einander auf Schritt und Tritt folgen. Eine Trennung derselben durch Operation hätte beiden das Leben gekostet, und tritt der Tod des einen ein, so muß kurz darauf auch das andere sterben. Die Zwillinge waren verschieden veranlagt. Die eine der Schwestern war ums Merken kleiner als die andere, hatte ein heiteres Gemüt und war nach Aussage der Eltern stets zum fröhlichen Spiel geneigt. Das andere Kind hingegen war mehr ernst und beschäftigte sich fast den ganzen Tag mit dem Strickzeug. Begreiflicher Weise setzte das Pärchen jedermann in Verwunderung. Zwei verschiedene „Ich“, zwei Körper und zwei Seelen und doch Eins, solidarisch und unzertrennlich mit einander verbunden — ist das nicht merkwürdig!

Genau so, wie mit diesen Zwillingen, verhält es sich mit der wahren Demut und dem echten Gottvertrauen. Sie gehören zusammen und können nicht von einander getrennt werden. Aus dem Vorhandensein der einen dieser Tugenden bei einem Menschen kann man stets auch auf das Vorhandensein der andern schließen. Mit dem Wachstum oder der Abnahme der einen ist das Steigen und Sinken der andern verbunden. Merkwürdig ist das nun

nicht, wie das Zusammengewachsensein der Zwillinge; es ist vielmehr dieses Verhältnis ganz selbstverständlich, weil der Natur der Sache gemäß. Nur der wahrhaft Demütige erkennt seine gänzliche Abhängigkeit von Gott recht. Eben aus diesem Grunde fühlt er aber auch das Bedürfnis, sich eng an den Herrn anzuschließen und sich Seiner Obhut und Fürsorge zu überlassen. Und dafür, daß er dies kann, sorgt der treue Gott. Dem Demütigen giebt Er Gnade, so daß derselbe das thun kann, was er aus sich selbst niemals vermöchte, nämlich stille sein zu Dem, der ihm hilft, d. h. im vollen Sinne des Wortes auf den Herrn vertrauen.

Das wahre Gottvertrauen hat eine große Belohnung. Wer so wie das kananäische Weib auf den Herrn vertraut, wird niemals zu Schanden. Sein Weg führt ihn durch die finsterste Nacht zum Licht und durch den heißesten Kampf zum Sieg. Jeder, der in der Schule Jesu sich zum rechten Glauben und Vertrauen erziehen läßt, trägt reichen Gewinn davon. Für die Wahrheit dieser Behauptung findet sich fast auf jedem Blatt des neuen Testaments eine Bestätigung. Eine solche liefert auch der Ausgang der Geschichte vom kananäischen Weiblein, welcher uns noch zur Betrachtung übrig bleibt.

IX. Des Glaubens Sieg.

Da antwortete Jesus und sprach zu ihr: O Weib, dein Glaube ist groß! Dir geschehe, wie du willst. Und ihre Tochter ward gesund zu derselbigen Stunde. Matth. 15, 28.

1. Herr, Deine Augen sehen nach dem Glauben.

Es ist ein ergreifender Auftritt, welcher in 1. Mos. 45 geschildert wird. Wer könnte kalt und unempfindlich bleiben, wenn er liest, wie Joseph sich seinen Brüdern zu erkennen gab. Er hatte sich ihnen gegenüber hart gestellt, um zu erfahren, welchen Sinnes sie seien. Aber als sie die Probe bestanden hatten, auf welche er sie durch sein Verhalten stellte, da konnte er sich nicht länger enthalten, den Gefühlen seiner Bruderliebe freien Lauf zu lassen. Aehnlich erging es dem Heiland mit dem kananäischen Weiblein. Der unerschütterliche Glaube der Hilfesuchenden, der sich in allen Anfechtungen bewährt hatte, ließ es Ihm nicht länger zu, sich ihr gegenüber ablehnend zu verhalten. Auf das Wort: „Ja, Herr, aber doch essen die Hündlein von den Brosamlein, die von ihrer Herren Tische fallen," antwortete Er ihr: „O Weib, dein Glaube ist groß! Dir geschehe, wie du willst." Zunächst gab also Christus Seiner Verwunderung über den Glauben der Kananäerin Ausdruck. Dieser Umstand erinnert uns an das Wort des Propheten Jeremias: „Herr, Deine Augen sehen nach

dem Glauben.“ Wir haben bisher reichlich Gelegenheit gehabt, hervorzuheben, mit welch schönen Tugenden die Kananäerin geziert war. Welche Liebe, welche Demut, welche Hoffnung, welche Beharrlichkeit bekundet das Benehmen des Weibes! Aber über alle diese Tugenden ist der Herr nicht verwundert, keiner derselben zollt Er Sein Lob! Warum nicht? Sind sie etwa zu geringfügig, um des Lobes wert zu sein? Keineswegs! Wer nur einigermaßen mit der heiligen Schrift bekannt ist, der weiß, welchen hohen Wert sie denselben beimißt. Die Liebe wird sogar über den Glauben gestellt, sie ist die größeste aller Gnadengaben. Dennoch lobt der Herr allein den Glauben der Kananäerin. Warum das? Bevor wir uns Antwort auf diese Frage geben können, müssen wir uns erst klar machen, was der Glaube ist. Wir wollen dabei nicht in die Ferne schweifen, sondern uns durch die bisher betrachtete Geschichte Aufschluß geben lassen.

Auf der Flucht vor Seinen Feinden kam Jesus mit Seinen Jüngern in die Gegend von Tyrus nnd Sidon. Als die Kananäerin von Seiner Ankunft in der Gegend hörte, machte sie sich auf, um bei Ihm Hilfe zu suchen. Es geschah dies in der festen Ueberzeugung: „Was ich bei Ihm suche, das kann und wird Er mir auch zu teil werden lassen; Er wird sich meiner erbarmen und meine Bitten gnädiglich erhören.“ Das ist Glaube. Nun liegt es auf der Hand, daß die Kananäerin gewiß nicht daran gedacht hätte, bei Christo Hilfe zu suchen, wenn Er ihr eine gänzlich unbekannte Persönlichkeit gewesen wäre. Sie mußte zum mindesten vorher schon auf irgend eine Weise vernommen haben, daß Er der den Juden verheißene Da=

vidssohn sei, als welchen sie Ihn anredete. Es mußte ihr ferner zu Ohren gedrungen sein, daß Er Wunder verrichte, sich der Bedrängten liebevoll annehme, Kranke heile u. s. w. Aber auch diese Kenntnis von Seiner Person hätte sie noch nicht bewogen, ihre Zuflucht zu Ihm zu nehmen, wenn sie das, was ihr über Ihn mitgeteilt worden war, nicht für wahr gehalten hätte. Und selbst dieses Fürwahrhalten dessen, was sie über Jesu Person und Wirken vernommen hatte, war noch nicht der Ausschlag gebende Beweggrund, der sie zum Heiland trieb Es war vielmehr das auf dieses Fürwahrhalten sich gründende Vertrauen in Christi Person, welches sie bewog, Sein Erbarmen in Anspruch zu nehmen und nicht von dem Herrn zu lassen, bis sie den Sieg erlangt hatte. Wir ersehen hieraus, daß zum wahren Glauben drei Stücke notwendig sind: 1. Etwelche Kenntnis des Gegenstandes, auf den sich der Glaube bezieht, 2. das Fürwahrhalten dessen, wovon man Kenntnis erlangt hat, und 3. unbedingtes Vertrauen, welches sich in einer den beiden ersten Stücken entsprechenden That kund giebt. Daß das Vertrauen die Hauptsache ist, leuchtet von selbst ein. Ein Glaube, der bloß die beiden ersten Stücke in sich schließt, ist eigentlich kein Glaube. Er hat seinen Sitz nur im Kopfe, nicht aber im Herzen des Gläubigen und gleicht einem Baume, der keine Früchte trägt.

Der wahre Glaube, nach welchem des Herrn Augen sehen, ist eine Gabe Gottes. Der Mensch kann nicht aus sich selbst glauben, so wenig als er aus sich selbst etwas erfinden kann, davon er gar keine Vorstellung hat. Dennoch fordert uns der Herr zum Glauben auf und macht

uns für unsern Glauben oder Unglauben verantwortlich. Mit Recht, denn wir besitzen die Fähigkeit, die Gabe anzunehmen. Es hängt von uns ab, ob wir dem Worte Gottes, aus welchem der Glaube kommt, Gehör leisten und den Wirkungen des Heiligen Geistes zum Glauben in unsern Herzen Raum geben wollen oder nicht. Wer da sagt: „Ich kann nicht glauben," beweist damit nur, daß er sich der Gabe Gottes gegenüber bis dahin bewußter Weise ablehnend verhalten hat; denn einem, der noch nichts von den Wirkungen der Gnade Gottes zum Glauben an seinem Herzen verspürt hat, wird es nicht einfallen zu sprechen: „Ich kann nicht glauben."

Gerade der Umstand, daß der Glaube eine Gnadengabe Gottes ist, also etwas, was wir nicht selbst aus eigener Kraft erwerben müssen, ist der Grund, weshalb des Herrn Augen nach dem Glauben sehen. Gott ist gerecht; Er sucht bei uns nichts, was wir nicht haben können, sondern das, was Er uns selbst anbietet und giebt. Und zuerst sucht Er bei uns das, was Er uns zuerst giebt, und zwar deshalb zuerst giebt, weil es vor allem andern notwendig ist und alles andere in sich schließt.

Nichts haben wir so nötig, als den Glauben. Der Apostel sagt: „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen, denn wer zu Gott kommen will, muß glauben, daß Er sei, und denen, die Ihn suchen, ein Vergelter sein werde." Wer nicht an den Herrn glaubt, der sucht Ihn nicht, und ohne Suchen giebt es kein Finden, und ohne Finden kein Zusammentreffen, keine Gemeinschaft mit Ihm, und ohne diese kein Mitteilen einerseits und kein Empfangen des Heils und der Segnungen andererseits. Durch

die mannigfachen Wirkungen des Heiligen Geistes zum Glauben bietet sich der Herr den Menschen als Freund und Helfer an. Giebt der Mensch diesen Wirkungen in seinem Herzen Raum, so wird er von einem Vertrauen zum Herrn beseelt, das ihn hintreibt zu Gott und ihn alles von Ihm, von Seiner Macht und Liebe erwarten läßt. Da kann dann der Geber aller guten Gaben mitteilen; da kann Er das geben, was Er sonst nicht geben, und so helfen, wie Er sonst nicht helfen kann.

Sehr treffend ist der Glaube als die geöffnete Hand bezeichnet worden, welche die Gaben Gottes in Empfang nimmt, und als der Kanal, durch welchen uns die Segnungen der ewigen Liebe zuströmen können. Es wird aber damit nur eine Seite des Glaubens hervorgehoben. Der Glaube macht nicht nur empfänglich; er spornt auch zur Thätigkeit an, er ist die Triebfeder unserer Handlungen. Der Mensch handelt, weil er glaubt. Allen seinen Handlungen liegen Voraussetzungen zu Grunde, von denen er annimmt, daß sie richtig seien. Im Vertrauen auf diese Annahme vollzieht er seine Handlung, durch welche sich dann die Voraussetzung als richtig oder falsch herausstellt. Umgekehrt beruht das Unterlassen einer Handlung stets auf dem Unglauben, d. h. auf der Annahme, daß die Voraussetzung nicht richtig sei. Zum Beispiel: Ich gehe über eine Brücke, weil ich voraussetze, sie werde mich tragen; hätte ich diesen Glauben nicht, so würde ich's bleiben lassen. Wiederum: Ich bin hungrig. Vor mir liegt ein Stück Brot. Ich nehme an, der Bäcker habe kein Gift zwischen das Brot gemengt und in diesem Vertrauen esse ich das Brot. Hätte ich dieses Vertrauen

nicht, so würde ich das Brot trotz meines Hungers nicht essen. So war auch der Glaube der Kananäerin der Grund ihrer Zufluchtnahme zu Jesu, die Ursache ihrer Beharrlichkeit, mit einem Wort: die ihr Verhalten bestimmende Macht. Durch ihr Vertrauen und das aus demselben entspringende Verhalten ehrte sie den Heiland und machte es Ihm dadurch möglich, sie wieder zu ehren und Seinen Liebeswillen an ihr zur Ausführung zu bringen.

Merkst du nun, lieber Leser, warum der Herr ihren Glauben lobte. warum Seine Augen nach dem Glauben sehen?

2. Ein schönes Lob.

Kürzlich las ich irgendwo, daß einem Kinde Gottes an Lob und Tadel nichts gelegen sein dürfe, es müsse sich vielmehr über beides hinwegsetzen, wie auch Christus sich über das Urteil der Menschen hinweggesetzt habe. Ob solcher Weisheit schüttelte ich den Kopf und setzte am Rande neben den Satz ein dickes Fragezeichen und einen langen Gedankenstrich. Ich für meine Person gestehe offen, daß ich noch nicht so weit gekommen bin, mich über Lob und Tadel einfach hinwegzusetzen, obwohl ich zuversichtlich glaube, daß mich der Herr aus Gnaden zu Seinem Kinde angenommen hat. Ich setze mich nicht einmal immer ohne weiteres über das Lob eines widerwärtigen Schmeichlers und über den Tadel eines ungerechten Kritikasters hinweg, sondern halte mich zuweilen für verpflichtet, solches Lob und solchen Tadel zurückzuweisen. Noch weniger kann ich mich über Lob und Tadel hinwegsetzen, wenn diejenigen, welche mich loben oder tadeln, fromme,

aufrichtige, vernünftige und wohlmeinende Leute sind; es ist mir im Gegenteil an solcher Leute Urteil sehr viel gelegen gerade wegen meines Standes, den ich als Kind Gottes einnehme. Aus ihrem Lob oder Tadel erkenne ich, ob durch mein Verhalten Gott geehrt oder verunehrt wird. Darum freut es mich um meines Heilandes und Seiner Sache willen, wenn ich von ihnen gelobt werde, und schmerzt es mich, wenn sie mich tadeln müssen. Und ich möchte nicht, daß es nicht so wäre, denn meiner Ansicht nach ist es ein schlimmes Zeichen, wenn es einem Jünger Jesu gleichgültig ist, ob er von wahrhaften, von der Liebe Christi beseelten Leuten gelobt oder getadelt wird. Ein Kind Gottes soll und darf nicht auf Lob verpicht sein und darnach haschen, aber es soll darnach streben, lobenswert zu sein. Und vor allem soll es ihm darum zu thun sein, daß es vom Herrn Lob ernte, wie das kananäische Weiblein.

„O Weib, dein Glaube ist groß!“ Also sprach der Heiland voll Verwunderung zu der Kananäerin. Wie selten ist doch der Glaube, dem Christus solch schönes Lob zollen kann. Nur bei wenigen reicht der Glaube über das gewöhnliche Mittelmaß hinaus; bei vielen hingegen gleicht er einer tauben Nuß, die, wenn sie nicht gerade hohl und leer ist, doch nur einen zusammengeschrumpften, verkümmerten Kern in sich birgt. Wie oft fand sich der Herr veranlaßt, Seine Jünger zu schelten und zu strafen wegen ihres Un- und Kleinglaubens. Von wie vielen Seiner Wunderthaten waren sie schon Zeugen gewesen *vor* jener stürmischen Fahrt auf dem See Genezareth (Matth. 8, 23—27). Und doch — wie verzagt

und kleinmütig gebärdeten sie sich, als die Wellen über das Schifflein schlugen, so daß der Heiland voll Verwunderung ausrief: „O, ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam?!“ Denke ferner an die Geschichte jener Emmausjünger, die so trostlos ihres Weges zogen. Sie hatten bereits vernommen, daß Jesus auferstanden sei und lebe. Doch diese frohe Osterkunde hatte ihre Herzen nicht beruhigt und erfreut, sondern vielmehr, wie sie selbst sagen, erschreckt. Dieses Erschrecken rührte von nichts anderem her, als von dem Mangel an Glauben. Der Auferstandene mußte die beiden Pilger scharf ins Gericht nehmen. Er schalt sie: „O ihr Thoren und trägen Herzens, zu glauben alle dem, das die Propheten geredet haben.“ Nicht besser als mit dem Glauben dieser beiden, war es mit dem Glauben der Elfe bestellt. Als Jesus sich ihnen offenbarte und im Begriff war, ihnen den großen Missionsauftrag zu erteilen: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur,“ da mußte Er zuerst ihren Unglauben und ihres Herzens Härtigkeit schelten, weil sie nicht geglaubt hatten denen, die Ihn gesehen hatten auferstanden (Mark. 16, 14).

Hat der Herr in unsern Tagen weniger Ursache, die Seinen zu schelten wegen ihres Unglaubens und Kleinglaubens? Ach, was ist es doch oft für eine klägliche und jämmerliche Sache um den Glauben der Gläubigen! Wie ist er so weit verschieden von dem Glauben der Kananäerin. Denke, welch eine geringe Kenntnis von Christo ihrem Glauben zu Grunde lag. Sie hatte nur gehört, daß Jesus der Herr, der Sohn Davids sei und Erbarmen übe. Doch dies genügte, um sie zu Ihm ihre Zuflucht

nehmen zu lassen. Wie sind wir dagegen so ganz anders gestellt als dieses Weib. Wir haben nicht nur eine dürftige Kunde über die Person und das Werk des Heilandes, nein, wir haben das feste, prophetische Wort alten und neuen Testaments. Eine Wolke von wahrhaften, glaubwürdigen Zeugen umgiebt uns, die uns alle hinweisen auf Jesum und uns zurufen: „Dieser ist's, Ihn sollt ihr hören und annehmen." Patriarchen, Propheten, Evangelisten und Apostel verkünden uns, daß Jesus ist der, welchen der Vater gesandt hat in die Welt, damit alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Sie malen uns ein helles, vollkommenes Bild Jesu Christi vor die Augen und schildern uns Seine Thaten und Werke in einer Weise, daß ihre Berichte auch auf die Feinde Christi den Eindruck geschichtlicher Wahrheit nicht verfehlen. Und welch einen Schatz von Verheißungen Gottes haben wir, und wie hat sich der Herr nun bald 19 Jahrhunderte lang nach Seinen Verheißungen bewährt als der Wahrhaftige und Ewigtreue. Und dennoch — ist es nicht manchmal um unsern Glauben bestellt, als hätten wir gar keine Verheißungen? Macht nicht unser Verhalten auf die Ungläubigen oft den Eindruck, als wäre unser Glaube ein Luftschloß ohne Grund und Fundament? Da kann uns denn der Herr nicht loben, sondern Er muß uns schelten und strafen.

„O Weib, dein Glaube ist groß!" Die Größe des Glaubens der Kananäerin bewies sich auch in der Ueberwindung der Hindernisse, auf welche sie stieß und des Widerstandes, der sich ihr entgegenstellte. Wir haben zur Genüge Gelegenheit gehabt, im Laufe unserer Betrachtung

die Größe ihres Glaubens in dieser Beziehung zu bewundern. Denken wir daran, wie oftmals sie vom Herrn abgewiesen wurde, wie es den Anschein hatte, als könne und wolle Er ihr nicht helfen, wie Er sie immer härter und härter behandelte, kurz: welche Prüfungen und Demütigungen sie über sich ergehen lassen mußte. Trotz alledem blieb sie standhaft, verlor den Mut und die Geduld nicht, sondern hielt an mit Bitten und Flehen. Darum lobte der Herr ihren Glauben. Das möchte Er so gerne auch bei uns thun. Allein, wie selten kann Er es! Wie bald werden wir gewöhnlich mutlos und verzagt! Ein kleines Steinchen im Wege, ein dunkle Wolke am Himmel, eine kleine Enttäuschung, oder sonst irgend eine Geringfügigkeit ist oft genügend, uns die Ruhe und das Vertrauen zu rauben, und wir rufen nur zu bald: „Herr, hilf uns, wir verderben!" Da kann Er denn wiederum nicht loben, sondern muß unsern Kleinglauben schelten und uns strafen, nicht weil Er ein harter, finsterer, liebloser Eiferer ist, der am Verdammen der Leute Seine Freude hat und ihnen sklavische Furcht einjagen möchte — nein, im Gegenteil, Er muß es thun, weil Er die Liebe ist und Seine Liebe eine reine und reinigende, eine heilige und heiligende ist, weil Er uns erlösen will von aller Furcht und Knechtschaft, nnd uns statt des Sorgengeistes den kindlichen Geist des Glaubens ins Herz pflanzen will.

Tadeln und Schelten ist nicht Sein Vergnügen. Wann und wo Er nur kann, da lobt Er die Seinen. Aber merke, Er kann nur das loben, was Er beim kananäischen Weibe lobte: einen rechtschaffenen, bewährten, demutsvollen und beharrlichen Glauben, der in sich selbst nichts ist, aber

Ihn alles sein läßt und alles zuversichtlich von Ihm erwartet. Ja, solchen Glauben lobt Er, weil Er Sein Werk ist. Dennoch sagte Er zu dem Weibe: „Dein Glaube ist groß," weil Er in Seiner Huld und Gnade das, was Er erst den Seinen giebt, von ihnen wieder als Gabe annimmt und über dieselbe sich freut.

3. Wenn die Stunde sich gefunden, Bricht die Hilf' mit Macht herein.

„Was betrübst du dich, meine Seele und bist so unruhig in mir! Harre auf Gott, denn ich werde Ihm noch danken, daß Er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist" (Psalm 42, 6 u. 12; 43, 5). Mit diesem Worte sprach ein heiliger Sänger des alten Bundes seiner Seele Mut zu in einer Zeit, da Thränen seine Speise waren Tag und Nacht, weil seine Feinde täglich zu ihm sagten: „Wo ist nun dein Gott?!" Es hatte den Anschein, als ob der Gott, auf welchen er vertraute, ihn verlassen und seiner vergessen hätte, als ob Er ihm nicht mehr helfen wolle. Dennoch stand es dem Psalmisten fest: „Mein Hoffen und Harren ist nicht umsonst; die Hilfe wird, sie muß kommen." Und solcher Glaube läßt nicht zu Schanden werden. Der Herr ist treu, Er kann sich selbst nicht verleugnen; Sein Wort und Seine Zusagen sind wahr. Aber eines müssen wir uns dabei merken: Zeit und Stunde zu helfen hat Er sich vorbehalten. Er rechnet nach Seiner Uhr, nicht nach der unsern. Und das ist auch gut. Er kennt die rechten Trost- und Hilfestunden viel besser als wir. Wenn Er mit Seiner Hilfe verzieht, so geschieht das nicht aus Willkür, sondern es hat seine wohlbegründeten Ursachen.

Wenn die Zeit erfüllet ist, so schlägt Seine Stunde. Dann bricht Seine Hilfe mit Macht herein.

Der dieses schreibt hat einen kleinen Sohn, der vor ca. 5 Jahren an der Hals- und Rachenbräune darniederlag. Gleich bei den ersten Anzeichen der fürchterlichen Krankheit wurde ein tüchtiger Arzt zu Rate gezogen, der sein Möglichstes that, mit der Hilfe Gottes das Leben des Kindes zu erhalten. Aber trotz Brechpulvern, Dämpfen rc., und trotz der vielen heißen, inbrünstigen, gläubigen Bitten, die zum Himmel emporstiegen, nahm die Krankheit überhand, und der Zustand des kleinen Patienten verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde. Wie's da in meinem Herzen ausgesehen hat, als mein einziger Sohn, den ich lieb habe, dem Ersticken nahe in seinem Bettchen lag, und der Teufel mir ins Ohr flüsterte: „Wo ist nun dein Gott?!" kann ich dir nicht beschreiben, lieber Leser. Es gab Momente, da ich dem Verzweifeln nahe war; schien es doch, als ob auf jedes meiner Gebete der Zustand meines Lieblings sich verschlimmerte. Nie werde ich jenen Augenblick vergessen, in welchem die Hoffnung auf die Genesung des Kindes aus meinem Herzen schwand. Genug! Als der Kampf in meinem Innern seinen Höhepunkt erreicht hatte und ich die Not des Bübleins nicht länger mit ansehen konnte, verließ ich die Krankenstube, schloß mich ins Studierzimmer ein und warf mich dort in einem Winkel auf den Boden. Lange konnte ich kein Wort hervorbringen. Endlich stammelte ich: „Du hast mir das Kind gegeben, o Gott, und wenn Du es nun wieder haben willst, so sollst Du mir's nicht nehmen, ich will Dir's geben. Dein Wille geschehe." Dann stand

ich auf und ging wieder zu dem Kinde, das ich „geopfert“ hatte. Meine Gattin legte dasselbe eben ins Bettchen. Sie hatte sich mit dem Kleinen während meiner Abwesenheit nochmals unter das mit Kamillendampf erfüllte, künstliche Zelt gesetzt. Und siehe da, als das Kind wieder in den Kissen lag, wurde es zusehends ruhiger; sein Atem war nicht mehr so jagend, sägend und pfeifend. Der Kleine schlummerte ein, und — es war der Genesungsschlummer. Der liebe Gott hatte uns unsern Liebling aufs neue geschenkt. In jenem Augenblicke, als sich nach heißem Kampf aus meinem tiefsten Herzensgrunde das Wort: „Du sollst mir das Kind nicht nehmen, ich will Dir's geben; Dein Wille geschehe“ loslöste: da stellte sich die im Glauben erbetene Hilfe, auf die ich bereits Verzicht geleistet hatte, ein; da war die Zeit erfüllet, die Stunde Gottes hatte geschlagen, weil Seiner Hilfe kein Hindernis mehr im Wege stand.

So finden wir's auch in der Geschichte vom kananäischen Weibe. Lange mußte die unglückliche Mutter auf die Erhörung ihrer Bitte warten, aber endlich wurde das glaubensvolle Harren und Aushalten des Weibes herrlich belohnt. Wann geschah dies? In dem Augenblicke, da Jesus zu der Kananäerin sagen konnte: „O Weib, dein Glaube ist groß! Dir geschehe, wie du willst.“ Nach Markus hat der Herr auf das Wort des Weibes: „Ja, Herr, aber doch essen die Hündlein unter dem Tisch von den Brosamen der Kinder“ geantwortet: „Um dieses Wortes willen, so gehe hin; der Teufel ist von deiner Tochter ausgefahren.“ In jenem Worte gab sich nicht nur der feste, zuversichtliche, unüberwindliche Glaube des Weibes

kund, sondern es war zugleich ein untrügliches Zeugnis für die errungene, völlige Ergebenheit der Kananäerin in des Herrn Willen. Weil jetzt ihr Wille völlig mit Christi Willen übereinstimmte, konnte Jesus zu ihr sprechen: „Dir geschehe, wie du willst.“ Auf diese Uebereinstimmung hatte der Heiland gewartet, darauf hatte Er hingewirkt mit Seinem Zaudern und Zögern, mit Seinem Schweigen und Seinen harten Worten. Nun Er diesen Zweck erreicht hatte, brauchte Er mit Seiner Hilfe nicht länger zu verziehen, denn jetzt gereichte dieselbe der Kananäerin zum Heil und Wohl.

Schon manchem hat der Herr geholfen, aber Seine Hilfe war für den Betreffenden eine Züchtigung, um nicht zu sagen eine Strafe. Wir haben weiter oben an einem Beispiel gesehen, was es für Folgen nach sich zieht, wenn man den Herrn dahin bringt, daß Er einem einen selbstsüchtigen, aus dem Eigenwillen herausgeborenen Wunsch erfüllt. Möchten es doch alle, die diese Zeilen lesen, lernen, daß, wer von dem Herrn geehrt und in Zeit und Ewigkeit selig gemacht werden will, vor allen Dingen seinen Willen voll und ganz dem Willen Gottes unterordnen muß. Solche Unterordnung ist nur denjenigen möglich, deren Herzen durchdrungen sind von einem Glauben, wie wir ihn bei dem kananäischen Weiblein finden. Solcher Glaube führt allezeit zum Sieg. Es ist der Herr, der ihn weckt, stärkt und erhält. Nur in Jesu Schule wird er ausgebildet und vollendet. Darum gilt's, von dem göttlichen Lehrmeister und Erzieher sich leiten und führen zu lassen, damit Er unsere verkehrten Stützen zusammenbrechen und die unendliche Größe Seiner Macht

und Liebe uns offenbaren kann. Wer, wie die Kananäerin, in Jesu Schule aushält, der wird dieselbe herrliche Erfahrung machen wie sie, und auch in den dunkelsten Stunden seines Lebens einstimmen können in das Dichterwort:

Du führst ja doch recht selig, Herr, die Deinen,
Ja selig, wenn auch oftmals wunderlich!
Wie könntest Du es böse mit uns meinen,
Da Deine Treu' nicht kann verleugnen sich?
Die Wege sind oft krumm und doch gerad',
Darauf Du lässest Deine Kinder geh'n;
Da pflegt's oft wunderseltsam auszuseh'n,
Doch triumphiert zuletzt Dein hoher Rat.

Berichtigungen.

Seite 5, Zeile 15 von oben lies „für den Meister“ statt „für der Meister“.
„ 35, „ 4 von unten lies „Unchristlichste“ statt „Unchristliche“.

Wuhrmann, J. U.

In Jesu Schule Beschauliches und Erbauliches aus der Geschichte vom kananä
ischen Weibe

Bremen, Zürich (1891)